



Castroper Zeitung

für Castroper-Rauxel und Umgebung



62. Jahrg. Castroper Zeitung
Rauxeler Neueste Nachrichten
Bladenhorfster Tageblatt

Der Stadtanzeiger erscheint wöchentlich 1 mal. Wochenbezugspreis 50 Pfg. Vorbestellpreis 2 RM. monatlich. Ergänzungspreise können bei Störungen im Erscheinen infolge höherer Gewalt nicht geltend gemacht werden. Druck und Verlag: Wilhelm Schmidt in Castroper-Rauxel. Hauptverleger: Wilhelm Schmidt. Verantwortlich: Franz Josef Bruns in Castroper-Rauxel. Anzeigenleiter: Wilhelm Beller in Castroper-Rauxel. D. M. III 36 1799. G. Nr. 2151 Castroper.

Anzeigenpreis: 1 mm hoch und 22 mm breit 4 Pfg. Textanzeigen 1 mm hoch und 22 mm breit 25 Pfg. Nachdruck nach dem vom H. d. D. M. herausgegebenen Richtlinien. 3 St. gilt freierwillig Nr. 2. Für Plakate, auch für die durch Fernsprecher eingehenden Aufträge, sowie für unregelmäßige Aufträge wird keine Gewähr übernommen. Schluss der Anzeigenannahme 4 Uhr nachm. tags zuvor. Erscheinungsort u. Gerichtsstand Castroper-Rauxel.

Ämliches Veröffentlichungsblatt für den Landgerichtsbezirk Dortmund. Allgemeines Kreisblatt für den Stadtkreis Castroper-Rauxel.

Nr. 113

Donnerstag, den 26. April

1936

Geheime Mächte

Liga für Menschenrechte — Freimaurerei — Bolschewismus

Zu den Wahlen in Frankreich

Am kommenden Sonntag werden die französischen Bürger an die Wahlurne treten, eine Woche später werden sie in den Wahlkreisen die Stimmabgabe zu wiederholen haben, wo sich die Notwendigkeit von Stichwahlen ergeben hat. Nach aber hofft ein jeder der vielen tausend Kandidaten, das Rennen zu machen. Doch am Rande des parteipolitischen Jahrmarktstreibens mit seinen Verheißungen und Verprechungen, aber auch persönlichen Gehässigkeiten und mancherlei Filantrien hatten sich in aller Ruhe Mächte, die nach der Alleinherrschaft trachten und sich mit großem Geld die Einkneigungen im französischen Volke dienstbar zu machen wissen.

Die breite Masse der Wähler weiß von diesen geheimen Kräften nichts oder sieht, kommt sie links, politisch eingestellt ist, in ihnen die Verbündeten. Doch immer wieder verliert man von rechts her, namentlich aus den Kreisen des „Cair de feu“, die Kräfte zu entlarven, die sich die Mächte der „Volksfront“ vorzubereiten haben, um unter Führung der demokratischen Prinzipien die französische Nation zu fesseln und zum Werkzeug in ihrem außenpolitischen Spiel zu machen. Wohin die Kräfte gehen, hat schlagartig der forcierte Abbruch des Militärvertrages mit der Sowjetunion gezeigt, der immer wieder von heillosen und weisheitsvollen französischen Benutzern wird, um die Wähler darüber aufzuklären, daß sie sich selbst betrogen und verkaufen, wenn sie sich der Volksfront verschreiben, die sich aus Radikalfaschisten, Sozialisten und Kommunisten zusammenstellt im ersten Wahlgang am 26. April zwar noch getrennt schlägt, jedoch bei den Stichwahlen am 3. Mai zum Hauptschlag ausfallen wird.

Betrachtet man die hochinteressanten Einzelheiten, die über das Treiben und die Alleinherrschaftspläne der Linksparteien in diesem Wahlkampf in die Öffentlichkeit gedrungen sind, dann läßt man sich nicht auf die ungewöhnliche Zahl vorbereitete Liga für Menschenrechte, die auch in Deutschland Fuß zu fassen sucht, jedoch auf einen gebunden Widerwillen des deutschen Volkes stößt, zumal sich an der Spitze der deutschen Zweigorganisation ausgeprägte Landesverräter befinden. So ungeschickt wie in Deutschland arbeitet die Liga in Frankreich jedoch nicht. Ludovic Trarieux war es, der 1935 die Liga aus Anlaß der Verbannung des jüdischen Antisemitismus Dreyfus ins Leben rief. Man ging mit dem Parolen der großen französischen Revolution handelten und erreichte nicht nur die Freilassung von Dreyfus, sondern auch eine feste Verankerung der Liga, die heute rund 2500 Sektionen im Lande zählt.

Raum hatte die Liga für Menschenrechte an Boden gewonnen, da tauchten die französischen und internationalen Freimaurer auf, die in diesem Anstrument eine vorzügliche Einrichtung zur Festigung und Stärkung ihres politischen Einflusses sahen. Erst kürzlich wurde in dem Organ der schweizerischen Freimaurer erklärt, daß die Liga ein freimaurerisches Werk großen Ausmaßes sei. Darum werde es niemand verwundern, daß in allen Ländern Freimaurer an der Spitze standen. Infolgedessen müßte die Liga für Menschenrechte von den Freimaurern unterstützt werden, da sie ein fruchtbares freimaurerisches Tätigkeitsfeld darstellte. Offener konnte man nicht zugeben werden, daß die Menschheitsliga ein Vorposten der Freimaurer ist. Es ist ja auch nicht unbedingt: geblieben, daß nicht nur reiche Geldmittel aus Freimaurerkreisen an die Liga fließen, sondern die Liga-Mitglieder, durchwegs Freimaurer, wieder aus den Völkern ihre politischen Anweisungen beziehen.

Wenn man hört, daß in der alten Kammer nicht weniger als 239 Abgeordnete saßen, die der Liga angehörten, während im Senat 68 Ligamitglieder gezählt werden, wenn man weiter hört, daß gerade die Liga für Menschenrechte durch den Sanitäts-Skandal gewaltig belastet wurde, dann begreift man, warum dieser Skandal verurteilt wurde. Denn die freimaurerische Liga mußte alle Attenden abweisen und auch durch ihre auf maßgebenden Völkern stützenden Mitglieder redselig Vorbeugungsarbeit zu leisten. Zwar konnte man nicht verhindern, daß nach dem blutigen Februar-Aufstand, dem Sanitäts-Aufstand, der nicht nur Liga und nicht zu den Freimaurern gehörende Doumergue kam, der die Regierung Daladier mit ihren 10 Ministern und 17 Ministern ablöste; aber kaum war einige Verhöhnung eingetreten, da war die Liga schon wieder oben auf, denn die neuen Regierungen, die wieder an die Stelle des Kabinetts Doumergue traten, schwammen im Fahrwasser der Menschheitsliga.

Es steht nun die Bildung der Einheitsfront der Linkselemente ein, ein Werk der Liga, die, nachdem sie zuvor das schicksalliche Italien bekämpft hatte, jetzt gegen den französischen Bolschewismus mit billigen Schlagworten zu Felde zog, um,

Das Ziel ist Europa

München, die Hauptstadt der Bewegung, verlieh den Literaturpreis für das Jahr 1936 dem Dichter und Philosophen E. G. Kolbenheyer, der zu den großen, weit über unsere Zeit hinaus wirkenden geistigen Führern unseres Volkes zählt. Aus diesem Anlaß bringen wir aus seinen im Albert Langen Georg Müller Verlag in München erschienenen denkerischen Werken einige außerordentlich aktuelle Betrachtungen, die für unsere Leser von besonderem Interesse sein dürften.

Daß Europa zu einem Frieden kommen wird, ist zu erhoffen; Frieden zu suchen, ist ihm Lebensnotwendigkeit geworden. Der Friede wird seiner Ideologie folgen, er wird mit Naturnotwendigkeit erwachen. Ideologie unterwirft sich von schöpferischer Idee; der mangelnde die innere Anweisung des Naturgeschehens.

Wir müssen unsere Kräfte sammeln und den Mann und Mut nicht sparen, wie es im Eide der alten Völkernoten geheißen hat. Denn wir in Europa, die wir nicht geknien haben, die wir nicht geknien sind und belogen, betrogen und bis auf Letzte ausgeföhrt wurden, wir in Europa sind vorerst auch in der Lebenslage das zu erkennen, was den Bestand der Rasse durchdringt, wir sind bereit, dafür zu leiden und zu kämpfen, weil wir zu adernacht und am dringlichsten die Rettung zu neuen Daseinsformen erleben. Wenn ja, so hat das deutsche Volk heute eine menschenwürdige Berufung zu erfüllen.

Wer biologisches Verständnis für den überpöhligen gearteten Anpassungsstand der weißen Rasse ausbringen vermag, wird begreifen, daß eine hegemonistische Führung Europas auf seinem Lebensgebiet mehr möglich ist. Hegemonistische Völkerrorganisation hat dem Artbestehen der Mittelmeerländer vor zweitausend Jahren entprochen, sie ist heute für Europa überlebensbedeutend. Der Versuch, sie heute aufzurichten (Versailles), hat sich als tragisch erwiesen. Ein Volk, das Hegemonie weiterhin in Europa zu verwirklichen trachtet, gibt damit Kennzeichen eines biologischen Versalles: fühlende Lebensformen suchen überlebte Zustände aufzurichten und festzuhalten. Gabe es in der weißen Rasse nur Völker gleicher Lebensmächtigkeit und nicht Völker verschiedenen Lebensalters,

dann wäre die Frage des neuen, lebensfähigen Europa längst gelöst. Sie wird gelöst werden, aber nicht hegemonistisch zu lösen sein.

Das neue Europa, die künftige Lebensform der weißen Rasse, wird eine überpöhlische Lebensgemeinschaft auf Grund der in heißen Kämpfen erzielten und bewährten inneren Lebensmächtigkeit der Völker werden. Europa wird eine überpöhlische Lebensform gewinnen, die nicht Beherrschung und Ausnützung einer Völkergattung durch eine andere bedeutet, sondern einen überpöhlischen Ausgleich bei Durchdringung und Meisterung aller die Rasse umfassenden Lebensereignisse durch jene pöhlischen Leistungen, die sich als artförderlich erwiesen haben und erweisen werden.

Ein Europa mehrheitlich, d. h. verteidigungsfähiger Völker ist biologisch etwas anderes als ein militärisch niedergebaltenes und erkranktes Europa. Beherrschung ist ein Volk, wenn es imstande bleibt, die ihm anvertrauten Lebensgüter mit eigenen Machtmitteln zu verteidigen; militärisch ist ein Volk, wenn es gewalttätig Lebensgüter zu erlangen und zu erhalten strebt, die es kraft seiner eigenen Vitalität nicht beizugehen und die ihm nur durch Niederhaltung eines oder mehrerer Völker, also auf Kosten fremden Lebensgutes, habhaft werden.

Nur wenn jedem Volke die Freiheit belassen bleibt, seinen Lebensbestand zu wahren, wird auch jene vollkommene Entfaltung gesichert, aus der die kulturellen Leistungen erwachsen, die den Fortbestand des überpöhlischen, des menschenwürdigen Lebens sichern.

Europa wird nur mit dem deutschen Volke leben, aber wie es leben wird, das wird davon abhängen, ob das deutsche Volk seine Art behauptet.

Die deutsche Freiheitsbewegung unserer Tage ist abermals eine vorläufige politische geworden. Sie gehört dem großen europäischen Kriegen an, das sich seit unendlich Jahren in wechselnden Kampflagen zwischen den von mittelständlicher Artung bestimmten Völkern und den nordisch-germanischen Völkern abspielt. So führt das deutsche Volk heute seinen Befreiungskampf nicht nur um seine eigene Befreiung, sondern um die tauglichere Neugestaltung europäischen Lebens.

Gefahrter Einkreisungsplan

Dankenswerte Offenheit des „Petit Parisien“

Paris. Die zahlreichen Besuche am Quai d'Orsay, die wieder eine äußerst regie Tätigkeit der französischen Diplomatie verraten, führen in der Presse zu allerhand Vermutungen, wobei es sich in einzelnen Fällen jedoch um mehr als bloße Vermutungen handeln dürfte.

Besondere Bedeutung wird natürlich dem Besuch des Berliner Botschafters Francois-Poncet beimessen.

Es habe sich, erklärt man, darum gehandelt, die Ausichten für die kommenden Verhandlungen festzustellen, darüber hinaus aber auch um die genaue Prüfung der Haltung Frankreichs, falls die Antwort der Reichsregierung auf die bevorstehenden englischen Forderungen „unbefriedigend“ ausfallen sollte. Auf einen besonders guten Willen, den deutschen Standpunkt möglichst unvoreingenommen zu betrachten, scheint diese Auffassung der Pariser Blätter nicht zu deuten.

kaum das die Volksfront hand ihre ganze Kraft gegen das nationalsozialistische Deutschland zu wenden. Es muß unterfunden werden, daß die Volksfront das Wert eines maßgebenden Vagabundens ist. Es soll aber auch nicht vergessen werden, daß der Sohn des Vagabundens J. Trarieux, welcher die Volksfront verlassen hat, weil er die „Links- und Freimaurerpolitik“ nicht mehr mitmachen könne. Sein Austritt wurde achselzuckend entgegengenommen; im übrigen freute man sich, diesen Idealisten los zu sein, der es doch nicht verstand, warum das Freimaurertum die Liga als „praktisches Kontrollinstrument der öffentlichen Gewalt“ brauchte. Daß man bei der Festlegung der Macht dieses Instruments niemals wählend umging, läßt die ausgesprochenen feindseligen Einkleidung der Liga erkennen, die sich auch in Frankreich durchgesetzt hat. Ganz deutlich traten aber die aus der französischen politischen Unterwelt emporgehenden Bundesgenossen bei der Kleinschuldung der Volksfront am 11. Juliutage; hier marschierten nicht nur Radikalfaschisten und Sozialisten nebeneinander, hier demonstrierten in den gleichen Reihen die Kommunisten mit erhobener Faust, hier wurden die roten Fahnen und Fahnen der bolschewistischen Weltrevolution mitgeführt, hier marschierten Freimaurer und Gottlose Arm in Arm. Und so leben wir in der Volksfront nach außen hin eine Parteiengemeinschaft, innerlich durchaus nicht eine, aber in der Praxis durch die von den Ideen und Leitenden Moskau. Daß diese Parteiengemeinschaft das Sprudeln des Bolschewismus nach Frankreich hinein werden

soll, ist allen einsichtigen französischen Kreisen längst klar. Besonders wertvoll ist in diesem Zusammenhang eine Warnung des „Eläfer“, da die Kommunisten im Glanz besonders lebhaft wählen. Das genannte Blatt prangert die Volksfront als Vorhut Moskaus an. Es verpöcht die politischen Ziele und Absichten der in der Volksfront zusammengefaßten Völkern, die sich bewegen in der Richtung der Auslösung bestimmter Maßnahmen gegen Deutschland, weswegen man sich aus den Russenpaß angekauft hat. Aber die Kommunisten sind in der Volksfront wieder die Elemente, die den Krieg gegen Deutschland am stärksten betreiben, nicht um einigen französischen Deutschen einen Gefallen zu tun, sondern, woran der „Eläfer“ erinnert, um, wie sich der Führer der Kommunisten, Cadin, ausdrückt, im Verlaufe eines Krieges die vom Kapitalismus demagogisierten Arbeiter (Soldaten) dazu zu bringen, daß sie die Waffen gegen den Kapitalismus wenden und Weltrevolution machen. Die gleiche Ausdrucksweise wählten kürzlich übrigens die tschechischen Kommunisten als sie verkündeten, sie würden treu zum tschechischen Staat gegen das nationalsozialistische Deutschland stehen. Der „Eläfer“ belächelt sich dann noch mit den Geldmitteln, die in diesem Wahlkampf reichlich von Moskau nach Frankreich fließen, um dann festzustellen, daß die Einkreisung der Sowjetunion in die inneren französischen Verhältnisse unerträglich und gemeingefährlich werde. Stöhnend schließt er, daß man erst am Anfang des kommunistischen-französischen „Freundschaftsverhältnisses“ stehe, während der reichsgerichtete „Gringoire“ in einer Betrachtung zu

Auffallend ist, daß man vor allem Gewicht auf die Erörterung der mitteleuropäischen Frage legt.

Die Meberereinstimmung, mit der diese Fragen von der Presse in den Vordergrund gehoben werden, erregt den Verdacht, daß die französische Diplomatie den Hebel ihrer Bemühungen, die durch den deutschen Friedensplan im Sinne einer besseren Neuordnung in Bewegung gesetzte europäische Politik wieder auf der Grundlage des Status quo zur Errichtung zu bringen, hier ansetzen wird.

Der „Matin“ fabelt von der „immer härter werdenden Gefahr eines Konfliktes in Mitteleuropa“

und findet, daß diese — offenbar auf höheren Befehl entbede — Gefahr die augenblicklichen Beforderungen des Außenministers rechtfertige. Der „Excelsior“ versucht die Dinge so darzustellen, als ob die österreichische Unabhängigkeit zur Zeit wieder besonders „bedroht“ sei.

Worauf hier als letztem Ziel festgesetzt wird enthält am deutlichsten der dem Quai d'Orsay nahe liegende „Petit Parisien“. Dieses Blatt hat besonders an einem der alten Völkern Gefallen gefunden, die der Welt in dem französischen Generalplan für sich neu angeboten wurden, an der Völkerrundarmee.

Es wendet sich der Frage zu, wo man die internationale Luftarmee des Völkerrundes am besten unterbringen könne, und siehe da, es erweist, daß hierzu die Tschechoslowakei — die bekanntlich dem französisch-sowjetrussischen Militärbündnis durch einen besonderen Pakt mit Moskau angegliedert ist — am besten geeignet sei.

Dabei legt das Blatt mit schöner Offenheit, worin nach französischer Auffassung die Aufgabe der Völkerrundarmee gesehen werden sollte. Die in Aussicht genommene Völkerrundarmee, erklärt es u. a., müßte derart beschaffen sein, daß jedem „deutschen Anstich“ auf ein Nachbarland des Reiches sofort eine gewaltige Antwort mit Bombenschwadern erteilt werden könne. Außerdem sei die Tschechoslowakei nach der Rheinlandschließung der „am meisten von Deutschland bedrohte Staat Europas“. Wenn sich innerhalb der tschechoslowakischen Grenzen internationale Flugzeugkontingente und auch andere Rüstungsanlagen befänden, so werde Deutschland begreifen, daß Verträge nur auf legalem Wege geändert werden könnten.

Es fehlt in der Darstellung des „Petit Parisien“ eigentlich nur noch die Behauptung, daß die Luftarmee des Völkerrundes am besten aus französischen und sowjetrussischen Flugzeugen bestehen würde.

Dann würde nämlich nicht nur der französisch-sowjetrussische Militärpakt, der den Lokompakt zur Wirkungslosigkeit verurteilt, sondern überhaupt die Vorbereitung einer als Ausgangsstellung gegen Mitteleuropa gedachten militärischen Basis Russlands in der Tschechoslowakei durch den Völkerrund bewerkstelligt „legalisiert“. Der französische Gegenplan, auf dessen einen Bestandteil, die Völkerrundarmee, hier näher eingegangen wird, enthält sich damit wiederum lebhaft als ein mit den Grundrissen der Völkerrundarmee und der kollektiven Sicherheit

gefahrter Einkreisungsplan gegen Deutschland.

Das heißt: er ist eine Fortleitung der alten französischen Völkerrundpolitik.

den Ansprüchen der Bolschewisten bitter bemerkt: „Wer weiß, ob die Sowjets nicht auch irgend etwas von uns verlangen werden? Vielleicht Zentral-Frankei!“

Die Erfüllung dieses Wunsches ist dank der Querbeziehungen zwischen der Liga für Menschenrechte, den Freimaurern und den Bolschewisten in bestem Gange. Wie die Faust aufs Auge paßt übrigens hierzu die Bemerkung des „Gringoire“, daß die französischen Ueberpatrioten Blum, Mod, Kolenfeld, Dirlschowik, Eberlein, Dimitroff und Bela Kun hielten. Damit ist der Kreis abgerundet, der sich der verschiedenen linkspolitisch-freimaurerischen Organisationen bedient, um in Frankreich die Macht endgültig und reiflos an sich zu reißen. Die Sterne der Liga und der Freimaurer sind bereits zu einem Geleit verknüpft, das immer mehr dank der Moskaus Einflüsse die Formen des Sowjetkerns annimmt.

Moskau weiß natürlich, daß diese Wahlen einen Sieg der Kommunisten ebenso wenig bringen werden wie einen Erfolg, der als härtester Einbruch in die Reihen der Parlamentarier zu verzeichnen ist. Ueberflüssig Abgeordnete, so glaubt man, wird man nicht hinauskommen. Mehr will man auch gar nicht. Moskau will nur, daß es schließlich die gesamte politische Führung in die Hände bekommt, in welcher Form, in welcher Weise auch immer. Die Liga ist eben dort ein ausgezeichnetes Instrument, wo die jüdischen Bolschewisten getarnt auftreten müssen, und die Volksfront eignet sich wieder dort am besten, wo man offener in die Erscheinung treten kann.

TIME

Liebeszauber

Von Helmut Ullrich

Ein Sonntag kann wunderschön sein, wenn der Frühlingshimmel sich im leichtbewegten Wasser spiegelt, wenn drüben am Ufer die Kirchglocken läuten, wenn das Koffergelächter ganz leise spielt und wenn vorn im Boot, bunt gekleidet und lächelnd, ein Mädchen sitzt. Ist es eben und von diesem Bogen hängt alles andere ab, — wenn vorn im Boot bunt gekleidet und lächelnd ein Mädchen sitzt!

Der so überlegte, hieß Paul, studierte Chemie im letzten Semester und ging jetzt langsam und verdrossen die schnurgerade, sonntagsübliche Großstadtstraße entlang. Allein natürlich, obwohl er sich am letzten, sterbenslangweiligen Sonntag wieder einmal geschworen hatte, Hilde gleich am Montag zu fragen, ob sie nicht vielleicht mit ihm —? Aber am Montag hatte sie im Laboratorium so eifrig gefacht und filtriert, daß er seine Einladung lieber auf Dienstag verschoben hatte, — Dienstag und Mittwoch kam irgend etwas anderes dazu, — Donnerstag und Freitag wieder etwas anderes, — bis er sich am Wochenende gefastet hatte, daß er einfach nicht den Mut fand, das blonde, schlafende Mädchen, das einen so selbstsüchtigen Blick hatte, zu einem Sonntagsausflug einzuladen. Und so lief er jetzt wieder einmal planlos dahin, ärgerte sich über jedes junge Paar, das an ihm vorbei zum Bahnhof strebte und ärgerte sich am meisten über sich selbst, da er sich im Spiegel einer Modewaren-Auslage betrachtete.

Sung stellte er fest und ließ sich hübsch. Im Hintergrund ist mir die Staatsprüfung mit Auszeichnung so gut wie sicher. Wo fehlt es also? Sehr einfach, mein Junge: Du bist schüchtern, — oder, richtiger ausgedrückt: Feig. Samohl, feig! Und bist deshalb ein trauriger Schandfleck an diesem Frühlingsmorgen, während der und der, der weniger ist und weniger kann als du, mit seinem Mädchen draussen, wartet und rubelt und — glücklich ist. Damit stellte er aber nur fest, was er schon lange wusste, — ohne es ändern zu können. Denn, nicht wahr, man kann sich vornehmen, fleißig oder sparsam zu werden, aber kann man einfach beschließen, ab Montag ein Held zu sein? Und ein Held mußte man nach Pauls Ansicht sein, um eines dieser wundervollen, unbegreiflichen Geschöpfe so schlantweg zu einer Ruherpartie aufzufordern, ein Held insbesondere, wenn es sich um Hilde handelte, die Schlange, Blöde, Kühle...!

Jedemwoher tönt plötzlich Feiertagsmusik. Aufschreckend bemerkt Paul, daß er mit seinem ziellosen Schlenkert zu einem vorstädtischen Vergnügungspark geraten ist. Willenlos läßt er sich von der drängenden Menge durch den Eingang quetschen. Eigentlich stellt er sich ja unter einem Sonntagsvergnügen etwas anderes vor, aber er ist an diesem Frühlingsmorgen noch weiter allein herumgelaufen und tiefer und tiefer in Schwermut versunken, will er lieber ausweichen, wie „Dad, der König der Tiefe“, Goldstücke aus einem zwei Meter tiefen Betonbottich holt, will er sogar lieber den „Bundervogel aus Bali“ bewundern. Aien-zot ist das Vieh, wie das Alpengelächter auf Dolomitenbildern. „Eine junge Gans, — offenbar mit Gofin gefärbt“, stellt Paul sich schuldig fest und blickt sich, andere „Bunder“ fuchend, in der Bude um.

Da steht ein Mann: Er trägt einen graugrünen Turban über dem braunen Gesicht, er schwingt Glaschen und Dosen in gestikulie-

renden Händen und schnurrt dazu: „Indischer Kräutertee. — japanisches Saoröl, — original, unfehlbar und wohlschmeckend, — und flüstert plötzlich und zeigt ein rotes Büschchen herum, — die Zuschauer grinsen. — Paul tritt näher hinzu: „... und „Singsing“, der chinesische Liebeszauber, seit vier-tausend Jahren erprobt, Gebrauchsanweisung liegt bei!“

„Liebeszauber“, denkt Paul verächtlich, „so ein Quatsch. Liebeszauber im Zeitalter der modernen Chemie!“ Der Mann brüllt und flüstert, die Zuschauer starren und lachen und laufen und Paul — geht mißbilligend weiter? Oh nein, Paul steht, hört: „... seit vier-tausend Jahren erprobt, Gebrauchsanweisung liegt bei...“ und wirft plötzlich eine Münze auf den Tisch und greift nach dem roten Büschchen. „Es gibt Dinge zwischen Himmel und Erde...“ überlegt er dann draußen, um sein Chemiestudium zu beruhigen, und der Mann war wirklich naturbraun, offenbar ein richtiger Sinder, — oder ist er vielleicht während der Woche Schwimmlehrer? Die sind auch alle so braun...?

Er hat nicht Zeit, darüber nachzudenken, denn da er eben um die Ecke des Marktpalastes biegen will, steht — Hilde vor ihm. „Oh!“ sagt sie und „oh!“... sagt auch Paul und fragt dann, um nur irgend etwas zu sagen: „Wollten Sie vielleicht eben den Marktpalast besuchen?“ „Danke“, lacht sie, „den kann ich einmal in der Woche ganz gut entbehren. Aber sehen Sie dort den „König der Tiefe“! Mitten unter Kraken und Haifischen!“ „Das Plakat ist ein Schwindel“, sagt Paul trübselig, „er plätschert ein bißchen in einer Regentonne herum.“ „Sie haben eben keine Phantasie!“ tadelt Hilde, „warten Sie hier auf mich!“ und ist schon verschwunden.

Blitzschnell öffnet Paul die rote Dose, die er noch verborgen in der Hand hält und überfliegt die „beilegende Gebrauchsanweisung“. „Leicht gesagt“, murmelt er dabei, „man gebe der Person, deren Liebe man erlangen will, eine Pastille in Kaffee, Tee oder Kakao aufgelöst zu trinken.“ — aber schließlich...!

Nach die Büchse in die Tasche, denn da ist Hilde schon wieder: „Sind Sie schon mit der U-Bahn gefahren?“ Während der nächsten halben Stunde gibt Paul ganz verdröhte Antworten, bis er mit plötzlichem, seiner Meinung nach wirklich heroischem Mut fragt: „Ich weiß nicht, ... dieser Lärm hier, ... es ist noch so früh... könnten wir nicht bei mir eine Tasse Tee trinken, oder Kaffee oder Kakao?“

Und so sitzen sie eine Stunde später in Pauls netter Stube: Man sieht von dort auf ein paar blühende Bäume hinaus, irgendwo ver-liebt eine Amsel ihr Frühlingslied. Paul hat Kaffee gekocht, hat laut Gebrauchsanweisung eine Pastille gelöst, — sie verändert übrigens weder Farbe noch Geschmack des Kaffees, — hat mit zitternden Händen serviert, so gut es ein Junges kann, da — „ich glaube, ich habe den Gashahn nicht zugekehrt!“ — stürzt er noch einmal in die Küche hinaus. Als er zurückkommt, hat Hilde ihre Tasse schon leergekostet.

„Schicksal, nimm deinen Lauf!“ denkt er mit leisem Grauen, dann aber facht er Mut und beginnt zu erzählen: Von der letzten Ferienreise, von seinem Elternhaus, von seinen Zukunftsplänen und plötzlich — er weiß selbst nicht, wie es gekommen ist — bemerkt er, daß er drauf und dran ist, Hilde seine Liebe zu gestehen. Einen Herzschlag lang stockt er entsetzt, aber dann überläßt er sich ganz seinem Gefühl: Er steht doch in dieser schwe- ren Lage nicht allein da, ein viertausend Jahre lang erprobter Zauber hilft ihm! Also, frisch weiter, Paul! Und so frisch spricht Paul weiter, daß er plötzlich nicht mehr weiterpre- chen kann, weil sein Mund auf einem Mäd- chenmund liegt.

Vor dem Fenster singt die Amsel, vor dem Fenster duften Blütenbäume. In langsam dämmern den Zimmern aber streift Hilde die verwirrten Haare zurecht und sagt: „Es ist wirklich höchste Zeit, daß du eine Frau be- kommst! So ein armer Jungesfelle kann ja nicht einmal richtig Kaffee kochen!“ „War er so schlecht?“ flötet Paul und denkt: „Wel- leicht hat das Pulver doch den Geschmack ver- dorben?“ „Jetzt kann ich es dir ja gestehen“, lacht Hilde, „ich habe ihn nicht einmal gekostet. Seine Farbe war schon so gräßlich, daß ich die ganze Tasse in den Akustopf gegossen habe.“

Kameraden: Mensch und Tier

Kleine und große Erlebnisse von Paul Eipper

Kameradschaft heißt: Treue von einem Lebewesen zum anderen. Im guten Sinne gibt es überhaupt keine andere Hausierhaltung, die doch stets ein Bündnis auf Gegenseitigkeit sein sollte: du, Tier, lieferst mir deine Kräfte, deinen Mut, deine Wachsamkeit und deine Sinneskräfte, du ernährst mich, während ich, der Mensch, dir die Sorge ums Dasein ab- nehme, dich vor deinen Feinden beschütze und vor der Kälte, Krankheiten dir fernhalte und einst dein Ende schmerzlos mache.

Wie gesagt, anders ist die Haltung von Haustieren — das heißt die Verpflanzung ehemals wild und freilebender Geschöpfe in den Interessentenkreis und in die Raumbegren- zung der Menschen — keineswegs zu verant- worten.

Aber der Tierfreund wird sich damit nicht begnügen; er will über diese äußerliche Wechselbeziehung hinaus Kontakt haben mit dem „Lebensbruder“, und indem er also auch seeli-

sche Treue hält zu seinem Tier, erfährt er Freude und Glück. Das eben ist das Schöne am Umgang mit den tierischen Lebewesen, daß sie — wenn ihre natürlichen Eigenschaften und ihr Charakter nicht von uns Menschen falsch geleitet worden sind — rückhaltlos die Kame- radschaft halten, daß sie ohne Einnutz und ohne Verstellung treu sind, und daß jede Wohltat, die der Mensch ihnen angedeihen läßt, sofort als Beglückung zu uns zurück- strömt.

Wer das schöne Buch des Indianers Grau- Gule gelesen hat, wer dadurch von der innigen Wechselbeziehung zwischen einem naturhaften Menschen und den Wölfen der freien Wild- bahn erfüllt, der begreift gewiß, was ich meine. Aber wir brauchen gar nicht so sehr in die Ferne zu schweifen; auch um uns gibt es Beispiele genug. Wie viele Tiere haben sich unsere Feldgrauen während des großen Krie- ges gerade in den vorerften Stellungen ge- halten, nicht als Gefangene, sondern als Freunde, als ein lebendiges Stützchen Licht- blick im Kampf und Entbehrung. Gedenken wir der treuen Kriegshunde, jener nie ver- jagten Meldegänger, Vermundetenführer, Essenbringer! Es würde aber ein Unrecht sein, wollte man nur die äußeren Leistungen der Hunde aufzählen und verschweigen, wie gut es war, daß ein blutwarmes Tiergeschöpf neben sich zu fühlen, in seine gläubigen, frohen Augen zu blicken. Hat jemand je gehört, daß ein Soldatenhund den Mut verlor?

Und welche Kameraden waren uns die Pferde! Eineinviertel Millionen Pferde stan- den auf deutscher Seite im Krieg; ungefähr vierhunderttausend haben ihr Leben für uns gelassen. Es ist ein schönes Zeichen deutscher Tierliebe, daß wir Menschen diese Kamerad- schaft nicht vergessen haben. Vor einigen Wo- chen unternahm es der tätige Tierfreund Finus, 1163 noch heute lebende Kriegspferde festzustellen und ihnen das Ehrenschild „Kriegskamerad“ zu stiften. Ich sah Bilder solcher Veteranen, die inzwischen 20, 25, ja 30 Jahre alt geworden sind, noch immer dem Menschen bei der Arbeit helfen oder in Ruhe und Wohlbehagen bei ihrem Freund das Gnadenbrot verzehren dürfen. Solche Treue tut wohl!

Wer nur einmal in seinem Leben ein Jung- tier aufgezogen hat, ein Kästchen, eine aus dem Nest gefallene Gans, ein verwaistes Rehkitz, ein beinlahmes Entchen, einen ausgefegten Junghund oder selbst einen Fuchs, der weiß, wie bedingungslos solch ein Pflegekind seiner Nährmutter anhängt; ich könnte davon Bei- spiele in großer Zahl anführen.

Jedemwo in Westfalen lebt die Gans Runi- gunde; sie war, eben aus dem Ei geschlüpft, durchaus schon dem Tod verfallen. Aber ein Mensch hat durch ausdauernde und liebevollste

Splitter

Aphorismen von Lothar Sachs

Mit kleinen Plänen kann man keine großen Ziele setzen.

Wenn die Kraft fehlt, der probiert's mit der Geschicklichkeit.

Wer vieles entbehren muß, dem kann mit wenigem Freude bereitet werden.

Nicht nur der Magen, auch der Geist kann überfüllt werden.

Wohltaten, die nicht vergolten werden kön- nen, sind der schwerste Prüfstein für jede Freundschaft.

Man kann leichter das Wort für andere als für sich selbst ergreifen.

Wer aufeinander angewiesen ist, soll sich aufeinander einrichten.

Wer aller Welt Freund ist, hat — keinen Freund.

Man versteht bei andern nur das, was man selbst erduldet hat.

Betreuung dieses eigentlich hoffnungslose Tiergeschicks zum Guten gewandelt, und seit- dem gehört Runigunde dem engsten Familien- kreis der Menschen an. Draußen auf dem Hof sind Hühner, Enten und Gänse in großer Zahl; Runigunde jedoch kommt im Bewußt- sein ihres selbstverständlichen Rechts jederzeit in die Wohnstube, begleitet wie ein Wachhund die Hausfrau auf Schritt und Tritt und hält es für ihre Pflicht, jeweils auch die frisch aus- gebrüteten Küchlein der Menschenfamilie unmittelbar vorzuführen.

Einen besonders schönen Beweis von Ka- meradschaft und Vertrauen habe ich im Ber- liner Zoo erlebt. Dort wird seit fast zehn Jahren die Schimpanse Titine von dem alten Pflegerpaar Liebetreu gehegt. Man muß es selbst mit angesehen haben, wie sich diese „Tiermenschen“ am frühen Morgen mit Titine unterhalten, mit welcher lebhaftesten Miene sie die Schimpanse ihre Freude über das Wie- dersehen zeigt. Selbstverständlich, daß Titine auf das tägliche Küssen und Winken, aufs Einsetzen der Hände und Füße, auf die Säu- berung der Ohren, Zähne und Augen behä- big wartet; gerade so, wie sie dem Pflegerpaar jeden nur einmal geäußerten Wunsch sofort erfüllt. Alle Menschenaffen lieben diesen tierverbundenen Menschen; ein eben erst ein- getroffener kleiner Orangann schmeigt sich ebenso an Liebetreu, wie auch der Riesen- gorilla Bobby immerzu freundschaftliche Ge- fühle für ihn empfand.

Man stellte eines Morgens der Pflegerin fest, daß die Schimpanse ein Zahngeschwür bekom- men hatte. Titine zeigte immer wieder an die Wunde, sagte dorthin, wo es ihr weh tat. Den Tierarzt zu rufen, schien nicht ratsam; er hätte Titine nur behandeln können, wenn sie zuvor festgemacht worden wäre, und Menschen- affen sind gegen derartigen Zwang sehr empfindlich. Vater Liebetreu hat in seinem mehr als dreißigjährigen Dienst genügend me- dizinische Erfahrungen gesammelt; er ging — wie jeden Tag — allein zu Titine; sie kam heran, setzte sich auf ihren Spielfuß, und nun erzählte der Mann dem Tier, was er beab- sichtigte. Ob es die Schimpanse verstand, möchte ich bezweifeln. Aber sie vertraute bedingungs- los diesem Menschen, tat, was er forderte, saß still und öffnete weit die Kiefer. Ohne Ge- walt und Zwang hielt die Affin den gewiß schmerzhaften Eingriff und die Säuberung der Wunde aus; ich gestehe, daß jener Anblick mich geradezu erschütterte, diese Gläubigkeit und das kameradschaftliche Vertrauen. Als ob das Tier, dessen Körperkräfte die eines Men- schen weit überlegen, klar erkannt hätte, daß ihm der Mensch auf alle Fälle hilft und daß die augenblicklichen Schmerzen notwendig sind zur Genesung.

Ein Schaf hat sich auf der Bergweide ver- irrt, kann nicht mehr zurück über den stei- nernen Grat. Der gute Hirt wird sich des verängstigt Schreienden erbarmen, sich eher selbst in Gefahr bringen, als seinen Pfleger umkommen lassen. Nicht anders benimmt sich der Hund, der seinen Herrn in Not weiß, Ka- meraden sind sie beide, Mensch und Tier.

Es ist vieles besser geworden in der Be- ziehung des Menschen zum Tier; mehr und mehr bricht sich die Erkenntnis Bahn, daß die Tiere nicht nur des Menschen Anrechte sind, sondern Lebewesen mit Empfindungen und Gefühlen, Geschöpfen Gottes, die auch ein An- recht haben auf Freude und Glück. Wer Tiere liebt, hat die Pflicht, in seinem Kreis dafür zu sorgen, daß die tätige Tierliebe Allgemein- gut werde bei Jung und Alt; Tierdunkel ist nicht allein eine gute Tat, sondern eine Selbst- verknüpfung für jeden verantwortungsbe- wußten Menschen und darüber hinaus — eine kameradschaftliche Beglückung.

Der toppz Tip

Ein Tagebuchblatt von Peter Marius Zell

Ich verstehe nichts vom Rennen. Nur so viel, daß ein Pferd bestimmt zuerst ankommt. In neunzig von hundert Fällen dasjenige, auf das man nicht gesetzt hat. Zenes aber, von dem man aus bester Quelle weiß, daß es ein todsicherer Tip ist, das Tier bildet gewöhn- lich die Nachhut.

Deshalb setze ich nichts. Nur gestern machte ich eine Ausnahme.

Man sagte mir, daß Bonifex, oder so ähn- lich hieß der Gaul (weshalb hören Pferde eigentlich auf so merkwürdige Namen?), meh- rere Längen seinem Feld voraus durchs Ziel gehen würde, wobei zu beachten sei, daß alles auf „Saferscheim“ (enolich einmal ein ver- nünftiger Name für ein Pferd!) lagte und so- mit eine Riesengasse als garantiert betrachtet werden könne.

Da ich gerade in einer geradezu scham- losen Geldverlegenheit war, nahm ich es mir nicht übel, gegen meine Prinzipien zu versto- ßen, und so geschah es: Als ich „mein“ Pferd sah, war ich restlos begeistert. Es machte den Eindruck eines ruhigen und wohlgezogenen Tieres, dem man jede Aufdringlichkeit auf den ersten Blick absprechen dürfte. Der erste Ein- druck ist immer der richtige. Als das Ren- nen begann, setzte ich mein Tip hinten an den Schluß, und ließ artig alle anderen voran.

Aha! sagte ich mir. Dieser Tip ist toppz Bonifex will seine Kräfte nicht unnütz ver- guden. Wenn die anderen ermüden, dann setzt es sich in Position und entsetzt an die Spitze. Ich hatte die letzten zwanzig Mark,

die ich mir überhaupt noch pumpen konnte, gesetzt und rechnete mit bei einer Quote von dreihundert zu zehn aus, daß mein Abend- essen außer Zweifel gestellt sei. Ich schwor mir innerlich, für den Rückweg eine Tasse zu mieten, um standesgemäß dem Turf meinen Rücken zu kehren.

Bonifex begeisterte mich durch seine kluge Taktik. Er schien alle anderen veräppeln zu wollen. Der Abstand zwischen ihm und den hintersten Pferdechwänzen vergrößerte sich zusehends, und meine Freude schwoll zuver- sichtlich.

Saferscheim dagegen. Da gab es nur einen Ausdruck. Ein mitleidiges „Sach!“ Er hielt während der ganzen Zeit die Spitze, und der Scham schlug dem edlen Reiter um die Ohren. Man sah, wie Kopf und Sohle das Neukerke hergaben. Es gelang ihm sogar, den Vorsprung zu vergrößern. Und dann die letzte Runde! Zuversichtlich rief ich: „Bonifex! Man! Sol' auf!“

Es wirbelte vor meinen Augen. Das Feld begann sich zu drehen. Ich wurde fast toll vor Aufregung. Als ich die Augen wieder öffnete, was das Wunder geschah.

Mein Pferd ging eine halbe Länge der ganzen Bahn vor den übrigen durch Ziel. Außer Atem stürzte ich zum Tote und dann zusammen.

Es war eine kleine Täuschung gewesen. Mein Pferd hatte, als es nach meiner Ansicht durchs Ziel ging, noch eine Runde vor sich.

So blieb mir nur noch ein Rennen. — Nach Hause.

Kustrierte Sonntagspost

Unser täglich Brot...

Von Arthur-Heinz Lehmann

Am Abend kommt die Dorfstraße herunter ein junger Mann, mit städtischer Kleidung angezogen, und in der linken Hand trägt er einen Koffer. Ein Regen ist niedergegangen am Nachmittag und hat die Straße aufgeweicht. Der junge Mann achtet nicht viel auf die Pfützen, die allenfalls stehen, ihm ist eine sonderbare Müdigkeit in den Knochen, die schwächt und hemmt, aber noch vorwärts zwingt. Der junge Mann geht wie einer, der nicht kurz vorm Ziel schlapp machen will.

Und als er vorm Hansenhof hält, läßt er die Rechte eine Weile auf der Klinke der Pforte ruhen. Kühl ist das Eisen, und es tut der heißen Hand wohl, auf der die Adern prall hervorgeprungen sind.

Die alte Hansen, die den Mann um zehn Jahre überlebt hat, sitzt auf der Holzbank vor dem Hause, wie sie es jeden Tag zu Feierabend hält. Sie blickt über den Hof, in dessen Mitte der frühe Dampf noch dampft, hinüber zu den Ställen. Der Hund, der an der Kette vor der Hütte liegt, sieht die Bäuerin unverwandt an. Er wartet darauf, daß sie ihn losmacht, und er weiß seine Stunde genau, da das freie herumstreunen als Wächter in der Nacht beginnt.

Aber der Bäuerin gehen die Gedanken im Kopf herum, die sie manchmal sogar bei der Arbeit zum Einhalten zwingen. Es macht müde, wenn ein Mensch immer rückwärts denken muß, wenn ihm die Zeit davongeeht und er sich noch mit Geschichten herumquälen muß, die vor Jahren gewesen sind. Sie spricht mit keinem über ihre Gedanken, die so trübe sind, daß nicht einmal Tränen sie klären und lösen können.

Da bellt der Hund plötzlich auf und springt heftig an der Kette, die ihn, sich straffend, fällt auf den Rücken reißt. Der junge Mann ist auf den Hof gekommen.

Die alte Hansen wirft ihm nur einen kurzen Blick zu. Sie hat mit sich selbst zu tun, und der Besucher soll nur erst vor sie treten und sein Sprüchlein herlegen, ehe sie sich aus ihrem Sinnen reißt.

Der Hund ist still geworden; er steht an seiner Kette, die Ohren aufgestellt und ganz langsam kommt der Schwanz in Bewegung und wedelt einen Willkommen.

„Guten Abend!“ sagt der junge Mann leise, und als er sieht, daß ihn die alte Frau nicht verstanden hat, wiederholt er den Gruß lauter und fragt dazu, ob eine Arbeit für ihn wäre auf dem Hofe.

Ein schwacher Schimmer huscht über die verwitterten Züge der Frau, da will der junge Mann ihr die Hand hinstrecken zum Gruß, aber die Bäuerin übersteht sie und sagt nur:

„Arbeit wäre da. Die Wagg hat noch ein Nachtmahl und wird eine Weltstadt richten.“



Frühlingsstimmung am Dorfteich

(Vogt - M.)

Sie deutet mit dem Daumen über ihre Schulter zur halb offenen Haustür. Der junge Mann geht hinein. Im selben Augenblick jault der Hund freudig auf und springt wie rasend an der Kette.

„Gib Ruhe!“ ruft ihm die Bäuerin zu, dann geht sie zur Hütte hinüber und läßt dem Tier die Kette vom Halsband. Der Hund springt an ihr hoch, aber sie wehrt ihn ab. Er trölt neben ihr her, als sie das Tor verschließen geht, und weicht nicht von ihrer Seite, bis sie ins Haus tritt.

Aus der Küche fällt ein schmaler Lichtschein

durch den Spalt der Tür, und die alte Hansen hört, wie die Wagg mit dem Besucher spricht. Aber sie geht vorüber und steigt über die knarrende Stiege hinauf in ihre Schlafkammer, in der zwei Betten stehen, von denen das eine seit zehn Jahren keinen Schlaf mehr gewährt hat.

Als die Hansenbäuerin in den Rissen liegt, kann sie nicht schlafen, obwohl ihr die alten Glieder wie zerhacken am Leibe hängen. Aber der Kopf ist wacher denn je in einer anderen Nacht.

„Ich habe das Leben hier satt!“ hört sie

eine junge Stimme sagen. „Tageaus, tagen daselbst Arbeiten, essen, schlafen!“

„Das Beten hat er damals schon nicht wollen“, fügt die Bäuerin in Gedanken hinzu. „Deshalb hat ihm nichts Freude gemacht, und niemand hat er einen Dank gewußt dafür, daß er lebt.“

Dann hört sie wieder wie vor drei Jahren eine Tür aufschlagen und Schritte übers Pflaster des Hofes klappen. Zuletzt ein dumpfes Dröhnen, die eiserne Pforte am Tor ist zugeschlagen. Dann vernimmt sie nichts mehr, und der damals gegangen ist, hat nichts wieder von sich hören lassen, der war in irgend-

einer großen Stadt untergetaucht, so daß er sich selber nimmer herausgefunden hat aus den vielen Menschen. Heute Abend ist er wiedergekommen und hat um Arbeit gefragt wie ein Fremder, und die Hansenbäuerin hat sie ihm nicht verweigert, nur die Hand zum Gruß zu geben, das hat sie nicht über sich zu bringen vermocht, auch nicht, wenn er gesagt haben würde: „Guten Abend, Mutter!“

Der Junge, hartköpfig wie der Alte, war ihr davongelaufen und da war ihr der Hof näher gewesen, denn der verlorene Sohn.

Als sie am nächsten Morgen hinunterkommt, sagt die Wagg, daß er schon im Morgengrauen hinausgefahren sei mit den Pferden aufs Feld, wo die Arbeit am nächsten sei. Nachtsessen und Lager müsse er erst abgeben, ehe er ein Recht aufs Frühstück habe.

Der Hansenbäuerin will in der Küche das Schaffen nicht voran, sie wartet auf den Mittag, bis der Sohn heimkommt.

Als letzter tritt er in die Stube, wo die Bäuerin mit den drei Knechten und den beiden Mägden am langen Tisch sitzt, die Schüssel in der Mitte, und auf den Tellern raucht die heiße Suppe.

Das Bärchen, die Wagg, spricht das Gebet, wie es immer gehalten worden ist, daß einer dem Herrgott für das Mahl dankt.

Nach der kurzen Andacht löst die Bäuerin ihre Suppe und bringt den Tisch nicht vom Teller. Sie denkt an einen Tag, wo es ein Fluchen gegeben hat, statt des Betens, wo sich der Sohn, der Jüngste am Tisch zu gut gewiesen ist, das Gebet zu sprechen, weil er Hofherr war nach dem Tode des Vaters. Damals hat sie ihn geschlagen, den Zwanzigjährigen, und dieselben Leute wie damals sitzen heute noch am Tische und wissen von dem Jammer.

Und er ist auch heute noch der Jüngste am Tisch und sitzt ganz unten, der Erbe vom Hof, dem es so schlecht gegangen ist, daß ihn Not und Gewissen heim zwingen.

Heute morgen hat er geschäft für zwei auf dem Felde, und am Nachmittag schafft er bis auf den Abend für drei, so daß die Arbeit fertig geworden ist...

Wieder sitzen sie am Tische zum Nachtmahl, da will das Bärchen aufstehen und dem Herrgott danken fürs Brot, aber ein Augenwink der alten Hansen heißt sie sitzen bleiben. Neben der Wagg ist der Sohn am Tische und sieht auf das Brot, das vor ihm auf dem Schneidebrett liegt. Er magt nicht aufzublicken, der Mutter kann er nicht in die Augen schauen und dem Bärchen auch nicht, mit dem er sich damals versprochen hat, obwohl sie ein Jahr älter ist als er. Und die anderen haben auch erstaunte Blicke, daß er so plötzlich heimgekommen ist.

Der Jüngste am Tisch soll um den Segen bitten, sagt die Bäuerin, und dabei hat sie nicht die gleiche Stimme wie sonst. Daß der Heimkehrer geschuftet hat, um nicht unnütz zu sein, erkennt sie an, aber wenn er das Danken und Beten vergißt, bringt es dem Lande und den Menschen keinen Segen.

Eine Weile ist vergangen. Still sitzen sie alle am Tisch und warten. Da steht der Sohn auf, nimmt unsicher die Hände zusammen und legt sie gefaltet mit den Fingern auf den Tisch. Aber die Worte wollen ihm nicht kommen. Er bewegt seine Lippen, doch sie bleiben stumm, bis ihm das Bärchen ihre Rechte auf die Hände legt und leise flüstert:

„Unser täglich Brot...“

Und er spricht es noch, noch unsicher, aber wie er sagt:

... und vergiß uns unsere Schuld! da ist er schon mit dem Herzen dabei, und das Amen klingt klar durch die Stube, daß es einem jeden in die Seele geht. Da steht die Hansenbäuerin auf, und tritt hinter ihren Stuhl.

„Hier ist jetzt dein Platz, Bauer!“ ruft sie. Und deine Rothelferin soll von morgen ab in der Küche allein schalten. Ich zieh in die Ausrüststube, weil wieder ein Herr auf dem Hofe ist und, wolle's Gott, dem Bauer auch bald die zur Seilen, die arbeiten und ihn — beim Beten helfen kann!“



Frühjahrs-Bestellung

(Scherl - M.)

In Wolken von Licht

Neue Einblicke in die Tiefen des Weltalls — Von Hans Felix Kocholl

In scheinbar nicht zu entwirrender Unordnung, zahlreich wie Schneeflocken in einer Wolke, schweben Sterne und Sternensystemen im Dunkel des unermeßlichen Weltens. Nur durch das eigene Licht erleuchtet, strahlen die Sonnen und die Planeten, die die Erde umgeben, in der Ferne. Die Sonne ist es, die uns am meisten in Anspruch nimmt, die uns am meisten in Anspruch nimmt, die uns am meisten in Anspruch nimmt.

Unsere Erde sprechen kann, hat sie jene Umlaufbahn erst fünfmal durchgemessen. Infolge verwickelter und augenscheinlich unregelmäßiger Bewegungen verschiedener Teile der Milchstraße, wie sie sich einem Beobachter von der Erde aus zeigen, die sich ihrerseits ja auch selbst bewegt, stellt sich die Frage nach der Drehbewegung der Milchstraße viele Jahre lang als ein Problem, um das erbittert gestritten wurde. Heute liegen für diese Drehung nicht weniger stichhaltige Beweise vor als für die Kugelform der Erde.

Zunächst kann man bei allen großen Nebeln, die sich außerhalb der Milchstraße befinden, aber derselben Sternengruppe angehören, eine schnelle Drehung beobachten. Ferner spricht dafür die schmale, scheibenförmige Form des

ganzen Systems. Nichts als eine schnelle Drehung, muß man annehmen, kann diese Gestalt hervorbringen.

Weiter sehen wir bei den großen Wolken kosmischen Staubes und Gases, die den Welt- raum füllen, ebenfalls eine solche Drehbewegung. Diese allein ist in der Lage, die Gas- massen über das gesamte System zu verteilen und zu verhindern, daß die Gase sich zu einem dichten Nebel in der Mitte des Systems zusammenballen.

Die noch bleibende Geschwindigkeit der am weitesten entfernten Sterne und kosmischen Wolken stimmt mit der aus der Drehung der Milchstraße sich ergebenden in so überraschen- der Weise überein, daß jeder andere Erklä- rungsversuch als höchst unwahrscheinlich abge- tan werden muß.

Gemeinsam mit allen Teilen dieses gewaltigen Sternenhaars bewegt unsere Milchstraße sich durch den Weltensraum, eine Lichtwolke, ein Inselchen im Raum, mit dem Blick auf zahl- lose andere Inselchen in der Ferne, die wieder für das menschliche Auge nichts als schwache Nebelflecke, als verschwommene Spiralnebel auf dem dunklen Hintergrund darstellen.

auszutreten. Die Zentralregierung sah sich des- halb zur sofortigen Anwendung drakonischer Maßnahmen veranlaßt und kann bereits heute auf erste greifbare Erfolge zurückblicken. Vor allem in der Hauptstadt der Provinz, in Kuei- Yang, die bisher mit ihren 137 000 opium- rauchenden Einwohnern in einen ewigen Dornröschenschlaf versetzt zu sein schien.

Nach Berichten chinesischer Beamter, die sich eingehender mit den sozialen Verhältnissen Kuei-Yangs beschäftigt haben, müssen dort noch bis vor kurzer Zeit harteräubende Zustände ge- herrscht haben. In dieser feldmäßen Stadt war es allgemeine Sitte, erst am Vormittag aufzu- stehen, dann eine Mahlzeit einzunehmen und etliche Pfaffen Opium zu rauchen. Sämtliche Geschäfte und Behörden öffneten ihre Pforten erst am Nachmittag, ohne insofern die des morgens verloren gegangene Zeit durch ent- sprechende Verlängerung der Arbeitszeit aus- zugleichen. Da es keine amtlich festgesetzte Uhrzeit in Kuei-Yang gab, wurde ungefähr nach dem Sonnenstand zur Mittagszeit ein Kanonenschuß abgefeuert, um auf diese zum mindesten ungewöhnliche Weise den Beginn der allgemeinen Arbeitszeit anzukündigen. Der Opiumraucher beherrschte zu jeder Tageszeit die Straßen und Plätze. Auf ihn wurde weit- gehende Rücksicht genommen. So gab es un- längst noch an den einfachen Haltestellen der landesüblichen Omnibusse und sonstigen Fahr- werke besondere Warterhallen, die nur den Opiumrauchern vorbehalten waren.

Mit diesem Schlenker hat nunmehr die Zentralregierung energisch ausgeräumt. Sie ordnete an, daß alle Geschäfte und Behörden der Stadt fortan ab neun Uhr morgens für den öffentlichen Verkehr geöffnet sein müssen. Private Wohnhäuser und Wohnungen müssen zum mindesten nach außen hin den Eindruck erwecken, als hätten sich ihre Bewohner inzwi- schen erhoben und gingen ihren Arbeiten nach. Täglich gehen Polizisten durch die bewohnten Viertel von Kuei-Yang und klopfen die sämt- lichen Langschläfer buchstäblich aus den Betten heraus. In der Stadt und ihrer Umgebung wandern Rundfunkreporter herum und klären die Bevölkerung über die Schädlichkeit und die demoralisierenden Wirkungen des Opium- rauchens auf. Zigarettenraucher werden auf Straßen und öffentlichen Plätzen von Beamten die Glühmängel abgenommen und auf ihren — Opiumgehalt untersucht. Endlich soll in nächster Zeit eine hohe Steuer auf jedes mit Wohn beplante Grundstück in Stadt und Land der Provinz Kuei-Yang eingeführt und gleichzeitig die Besteuerung des Reisbaues ab- geschafft werden. Auf diese Weise hofft die Zentralregierung das Laster des Opium- rauchens binnen vier Jahren in der Provinz völlig auszurotten.

Eine Stadt wird amtlich geweckt

Kuei-Yang im Dornröschenschlaf. — Omnibus-Haltestellen für Opiumraucher. — Polizisten- Einsatz gegen Langschläfer. — Erhöhung der Mohnsteuer tut not!

Die Provinz Kuei-Tschau war bisher das größte Opium erzeugende Gebiet Chinas und galt nicht zu Unrecht als die Gegend mit den nachweislich faulsten und schlaffsten Bewoh- nern der Erde. Kein Wunder, wenn man be- denkt, daß dort arm und reich, alt und jung dem Laster des Opiumrauchens frönten. Dies soll jetzt anders werden. Die Zentralregierung hat sich entschlossen, diesen unhaltbaren Zu- stand unter Anwendung aller Machtmittel des Staates ein Ende zu bereiten. Sie weiß sich

in diesem ihrem Bestreben eins mit allen ein- sichtigen Bewohnern der Provinz, die eine er- folgreiche Durchführung des bereits von Kan- ton angekündigten Opiumfeldzuges herbei- führen.

Der Weg zur Hölle ist bekanntlich mit guten Vorsätzen gepflastert. Man sagte sich in Kan- ton, daß der Besserungswille der Einkichtigen in der Provinz Kuei-Tschau allein nicht aus- reichen würde, um ein alteingesessenes Laster wie das Opiumrauchen mit Stumpf und Stiel



(Paramount-Quale — M.)

Doch kein Verstand gab ihm zwei Hilfsmittel in die Hand, um die Tiefe des Raums zu durchdringen: das Teleskop und den Spektro- graphen. Das Teleskop, ein schimmernder Spiegel, mit einer kaum meßbaren Krümmung, den Spektrographen, ein gläsernes Prisma, durch welches das Licht in Regenbogenfarben zerstreut wird.

Soweit wir auch noch von einer genauen Kenntnis des Alls entfernt sind, so wissen wir von ihm doch so viel, daß wir uns ein Bild vom Aufbau und den Bewegungen der Milch- straße machen können, von der unsere Sonne mit allen Planeten nur unbedeutende Teil- stücke ausmacht.

Nach den neuesten Ergebnissen der kosmi- schen Forschung bildet die Milchstraße eine riesige Scheibe mit einem Durchmesser von 200 000 Lichtjahren und einer Stärke von 10 000 Lichtjahren (ein Lichtjahr ist bekanntlich die Strecke, die das Licht in einem Jahre be- währt; in der Sekunde legt es 300 000 Kilo- meter zurück). Diese scheibenförmige Stern- masse umfaßt rund 200 000 Milliarden Sterne! Sie wird von riesigen, kugelförmigen Stern- haufen umgeben, die, obgleich sehr weit vom Rande der Scheibe entfernt, doch dem System angehören. Alle zur Milchstraße zählenden Sterne drängen sich aufs engste dicht zusam- men, und zwar einen Schwerpunkt im Sternbild des „Schützen“ zu, dem Mittel- punkt der Scheibe. Am Rande derselben sind alle Sterne weniger dicht verteilt.

Der Weltensraum zwischen all den Sternen ist keineswegs leer. Ungemein fein verteilte Massen kosmischen Staubes füllen ihn an. Daß solche Wolken im Raume schweben, er- kennt man aus ihrer Einwirkung auf die Spektra des Sternlichts, das durch eine der- artige Staubwolke hindurchgeht.

Unsere Sonne nimmt keineswegs den zen- tralen Platz ein, den man ihr früher zuschrieb. Sie befindet sich an einer Stelle, die etwa 40 000 Lichtjahre vom Mittelpunkt des Sy- stems entfernt liegt. Das Ganze dreht sich mit einer Geschwindigkeit von 300 Kilometer in der Sekunde um den Mittelpunkt. Die Um- laufgeschwindigkeit jedes Punktes des Sy- stems hängt natürlich von seinem Abstand vom Mittelpunkt ab. Bei einem Stern, der dem Zentrum um 5000 Lichtjahre näher steht als die Sonne, beträgt sie etwa 335 Kilometer; für einen solchen, der 5000 Lichtjahre absteht, sind es 265 Kilometer je Sekunde. — Die Entfer- nungen in der Milchstraße sind so unvorstell- bar groß, daß die uns doch verhältnismäßig nahe Sonne für einen einzigen Umlauf um das Zentrum 250 Milliarden Jahre nötig hat. So lange man von einem geologischen Alter

Der Rattenfänger

Eine verkannte Naturkraft

Neue Erkenntnisse über die Bedeutung des Grundwassers — Von Herm. Petersen

Unter Grundwasser pflegen wir das durch poröse Bodenschichten gesiederte und auf einer tieferen, undurchlässigen Lage angesammelte Wasser zu verstehen. Wegen der filtrierenden Kraft des Bodens ist es meist bakterienfrei und eignet sich daher gut zur Wasserversor- gung großer Städte. Nicht weniger groß ist aber seine Bedeutung für das flache Land, für die Flußläufe sowie für den Boden.

Entgegen einer weit verbreiteten Ansicht steht das Grundwasser nicht still, sondern be- findet sich in Bewegung, genau wie das Fluß- wasser, wobei es sich dem Schichtenverlauf des Bodens anpaßt. Nur ist die Geschwindigkeit meist ganz erheblich geringer. Es kommt vor, daß es sich, wie Versuche ergeben haben, in einer Stunde um einen Meter fortbewegt.

Zahlreiche Grundwasserläufe sind unter- halb unserer Flüsse anzutreffen, wohl in- folge von Bodenschichtungen in den Ufer- abschnitten. Im übrigen treten sie nicht in Auen auf, sondern als flächenhafte Gebilde. Natür- lich bestehen zwischen ihnen und den betref- fenden Flußläufen bestimmte Beziehungen, die allerdings vielfach verkannt sind. Entgegen der weit verbreiteten Annahme, daß die Flüsse das Grundwasser speisen, dürfte der Fall ge- rade umgekehrt liegen.

Wie vor einiger Zeit G. Isert im „Natur- forschers“ ausführte, fließt bei mittlerem Wa- sserstand das Grundwasser in das Flußwasser. Man hat in dieser Richtung an der Elbe ver- suchsmäßige Messungen angestellt und gefun- den, daß Niederschläge und Nebenflüsse dem

Strom nicht so viel Wasser zuführen können, wie die Messungen ergeben haben, daß mit- hin vom Grundwasser ein nicht unbedeutender Zufluß geliefert sein mußte. Man könnte annehmen, daß auch Wasser vom Fluß aus zum Grundwasser übertreten kann. Dem spricht indessen die Verschlämmung der Flüsse entgegen. Diese wirkt wie eine Art Ventil, indem beim Druck von innen der Schlamm die Poren verstopft, bei Druck von außen dagegen den Weg frei gibt. Anders liegt der Fall allerdings bei eintretendem Hochwasser. Tritt nämlich der Wasserpegel über die Verschläm- mungsgrenze, so kann über diese hinweg das Flußwasser den Weg zum Grundwasser finden. Wir sehen demnach drei verschiedene Arten der Beziehung des Grundwassers zu Flußläu- fen. Entweder stehen beide überhaupt nicht miteinander in Verbindung. Der Grund liegt dann für gewöhnlich darin, daß jenes allzu tief unter diesem fortfließt. Oder aber das Grundwasser strömt dem Fluße — meist von einer, seltener von beiden Seiten — zu, und endlich kann das Flußwasser über die Ver- schlämmungsgrenze treten, so daß in der Nähe der Flußläufe eine Erhöhung des Grundwa- serspiegels eintritt.

Für den Boden, vor allem den landwirt- schaftlich genutzten, hat das Grundwasser die große Bedeutung, wesentlich zu seiner Feuch- tigkeit beizutragen. Nicht selten bestehen etwa drei bis vier Meter über dem Grundwasser- spiegel noch 30 bis 50 v. S. des Erdbodens aus Wasser, das durchaus nicht vom Regen

her, unruhig braucht. Selbst in trockenen Som- mern, beispielsweise im Jahre 1934, hat sich stellenweise immer noch ein Wasserpegel von durchschnittlich acht v. S. feststellen lassen, der überwiegend auf dem Einfluß des Grund- wassers beruht.

In früheren Jahren angestellte Versuche über die Höhe, bis zu der das Grundwasser steigen kann, haben dazu geführt, ihm eine untergeordnete Bedeutung beizumessen. Er- gab sich doch, daß es günstigenfalls bis zu zwei Metern zu steigen vermochte. Diese Er- gebnisse sind indessen nicht völlig zuverlässig, da die Verhältnisse in der Natur nicht un- wesentlich anders liegen als bei diesen Ver- suchen, bei denen mit entsprechendem Erd- boden gefüllte lange Glasröhren zur Anwen- dung gelangten. In der freien Natur vermag das Wasser je nach der Art des Bodens viel größere Höhen zu erreichen und so bis an die Wurzeln der Pflanzen zu gelangen.

Es gibt nämlich zwei Wege, auf denen das Wasser in den Poren des Bodens emporsteigt: als Kapillar- und als Abhängigkeitswasser. Beide Kräfte wirken in der Regel zusammen. Es kommt des weiteren auf die Größe der Hohl- räume zwischen den einzelnen Bodenteilen an. Für die Durchfeuchtung der obersten Bo- denschichten spielt das Kondensationswasser die entscheidende Rolle. Bekanntlich nimmt warme Luft mehr Wasser auf als kalte. In den Bodenporen befindet sich Luft, die ihren Wassergehalt gleichfalls vom Grundwasser empfängt. Kühlt sich diese Luft gegen Mor- gen ab, so gibt sie Wasser an den Boden ab, da sie dann wegen der niedrigeren Tempera- tur überättigt wird. Wir sehen, das kaum beachtete Grundwasser spielt im Haushalt der Natur eine nicht zu unterschätzende Rolle.

Vom Werden einer Urwaldsiedlung

Wie das deutsche Siedlungswerk in Süd- brasilien, noch weit entfernt vom Abschluß, auch in unseren Tagen immer weiter greift, aber auch welche menschlichen und wirtschaft- lichen Schwierigkeiten dabei lauern und welche besonderen Gesetze dabei walten, davon gibt ein Vorgang der letzten Zeit ein ungewöhnlich charakteristisches Bild.

Ein deutscher Kaplan hatte 1931 in Santa Catharina eine Jugendgemeinschaftsiedlung gegründet namens „Heimat Timbo“. 150 junge katholische Deutsche, die gruppenweise übersiedelten, wollten sich in Form einer Ra- meradschaft dort eine neue Heimat aufbauen. Aber die ausgewählten Ländereien waren nicht durchweg geeignet, die Einigkeit der Siedler hielt nicht vor, der Nachschub aus der Heimat blieb aus — kurz, die begonnene Siedlung geriet in große Not. Man leitete eine Hilfsaktion ein, durch deren Erfolge dann doch jeder die ersuchte Selbstständigkeit er- langte. Aber Kolonisten ohne Frauen kom- men nicht vorwärts; so suchten und fanden die meisten auch bald Gefährtinnen, sei es in der Gestalt von einheimischen deutschen Ko- lonistentöchtern, oder von Verwandten der Sie- dlungskameraden aus dem Reich.

Aber es blieb nicht bei der einen Siedlung; nach 2 Jahren splitterte ein Teil ab und grün- dete eine eigene Niederlassung namens „Hei- mat Moema“ am oberen Itajaí. Einzelne gaben das Siedeln überhaupt auf und ver- suchten sich als Handwerker oder sonst in irgend einer Eigenschaft. Dennoch scheint sich im ganzen in „Heimat Timbo“ der Gemein- schaftsgedanke bewährt zu haben; man ist ent- schlossen, weiter zu arbeiten und die Siedlung durch alle Schwierigkeiten durchzubringen. In Moema dagegen ist der Zusammenhalt schwä- cher und die Verkehrswege schlechter, so daß man sich dort mit dem Gedanken trug, wieder umzusiedeln. Man schickte „Kundschafter“ an den oberen Uruguan nach Porto Novo — der großen Zukunftshoffnung für Neusiedler aus allen Gegenden — und der größte Teil der Siedler von Moema entschied sich für den Um- zug dorthin.

Gute und schlechte Seiten haben sich bei die- sem neuen Siedlungsversuch gezeigt. Glück und Unglück waren damit verbunden. Beden- kungsvoll fürs Allgemeinwohl aber wird dadurch, daß er mit der Klarheit eines Schulbeispiels die Eigenartigkeit einer Koloniegründung erweist. Man kann daraus lernen.

Fritz Uhl.

Frauenwelt und Heim . . .

Die Pflege unserer Betten

Bettwäsche ist wertvoll und muß entsprechend behandelt werden
Richtige Lüftung ist not / Voricht beim Einkauf / Von G. Hubrich

Mit dem täglichen Lüften und öfterem Wechsel der Wäsche ist die Pflege der Betten keineswegs als erschöpft zu betrachten. Vor allem ist immer daran zu denken, daß Bettwäsche nicht nur aus hygienischen, sondern auch aus wirtschaftlichen Gründen nötig ist.

Nun werden aber bei der Behandlung von Federbetten und Daunendecken viele Fehler gemacht. Das „Sonnen“ von Betten hat auf jeden Fall zu unterbleiben, denn hierbei werden die Federn ausgetrocknet und brüchig. Auch leidet das Anlet unter den Sonnenstrahlen und verliert bei häufiger Sonnung seine Federelastizität. Federbetten sollen auch niemals gelüpft werden, wenn man die Federn vor dem Zerbrechen bewahren will. Betten dürfen nur gelüpft werden. Das Aufschütteln geschieht mit der Hand und das Durchlüften ist am wirksamsten, wenn die von den Bezügen befreiten Betten auf eine Leiter zwischen zwei Stühlen ausgebreitet werden, damit die Luft von allen Seiten an die Betten heran kann. Das Lüften hat im Schatten zu geschehen und nur an einem ganz trockenen Tage. Sonst wird durch das Belüften nicht die Austrocknung der in den Federn enthaltenen Feuchtigkeit erzielt. Zu den unausrottbaren Sünden gehört auch die Bearbeitung der Betten mit dem Staubsauger. Hierbei werden die Federfiele leicht durch das Anlet gezogen und zerfetzen so den Ueberzug. Außerdem zerbrechen die feinen Federn unter der kräftigen Wirkung eines Staubsaugers sehr leicht. Also Betten nur mit den vorrichtigen Mitteln pflegen!

Die immer größer gewordene Dichte der Anletstoffe hat zur Folge, daß die tägliche Durchlüftung beim Aufschütteln der Anleten nicht mehr für eine gute Instandhaltung der Federn ausreicht, sofern man die Betten „schnell“ zu machen gewohnt ist. Darum ist man jetzt daran gegangen, den Federbetten durch Einlag zweier Entlüfter in das Anlet eine ständige Belüftung zuteil werden zu lassen. An den Schmalseiten der Anleten sind in das Anlet je ein Gummiventil eingenaht, durch das beim Zusammendrücken der Anleten die zwischen den Federn befindliche Luft entweichen kann. Unbelastet saugen sich die Anleten schnell wieder voll Luft und werden prall. Auf diese Weise ist eine gute Federbelüftung erzielt worden, die sich auf die Güte und Lebensdauer der Federn dann besonders auswirkt, wenn die Betten durch Schweiß sehr strapaziert werden. In Krankenhäusern und Pensionen wird ein derartiger Bettbelüfter schon lange angewendet, weil man nachweisen konnte, daß die Federn seltener gereinigt und ergänzt zu werden brauchen als vorher. Der Hausfrau, die ihre Federbetten liebt, ist eine derartige Bettbelüftung auch zu empfehlen.

Noch empfindlicher als Federbetten sind die Daunendecken. Wer sie reinigen will, verwendet nur die allerweichsten Bürsten oder auch ein Samtkissen, um die Nähte der Decke vom Staub zu befreien. Dringend zu warnen ist vor der Öffnung der Daunentkissen, weil es nur der geübtesten Hand gelingt, der aufwirbelnden Daunenschar Herr zu werden. Ebenso verlangen Schlafwolldecken sorgfame Behandlung. Sie selbst zu waschen ist nur dann anzuraten, wenn man über eine große schattige Freifläche verfügt, auf der die Decken liegend völlig austrocknen können. Wer das nicht hat, muß eine chemische Reinigung vornehmen lassen.

Anlässlich der Bettreinigung werden auch die kleinen Schäden beseitigt, die sich im Laufe des Jahres an den Knöpfen, Steppnähten und Auflegematten eingestellt haben. Das

Festnähen der Steppnähte ist bei Auflagen aus Wolle besonders wichtig, damit sich die Wollplatten durch das Hin- und Herziehen der Decken nicht verschieben und zu Klumpen zusammenballen. Dann ist es mit dem bequemen Ruhelager vorbei.

Blasen läßt sich ein Umfüllen von Federn nicht vermeiden. Was ist dabei zu beachten? Als Arbeitsplatz wähle man das Badezimmer, in welchem man die fortzulegenden Federn am leichtesten wieder zusammenfindet. Wenn nicht nur der Fußboden aus Stein, sondern auch die Wände gefastet sind, ist es noch besser. An dem neu genähten Anlet läßt man einen Schlitz von 20 Zentimeter offen und trennt an dem alten Bett eine ebenso lange Nachtstelle auf. Erst wenn diese

beiden geöffneten Stellen aneinander genäht sind, kann das Umschütteln der Federn erfolgen. Aber langsam und nicht mit Gewalt, sonst brechen die Riele der Federn gelegentlich dieses Umzuges.

Von der Reinigung von Rohhaartkissen nur soviel, daß diese Arbeit in jedem Haushalt erfolgen kann. Man wäscht die Füllung in einer warmen Seifenlösung (Waschmittel) und breitet sie dann zum Trocknen im Freien aus. Will man die Haare recht kraus haben, wäscht man sie beim Trocknen um dünne Stöbe.

Will die Hausfrau eine richtige Bettspflege treiben, muß sie sich recht eingehend mit dem Wesen der Federn, der Art der Auswahl und der Einwirkung der Benutzung befassen. Es gibt in der Wirtschaft für Federn Gütevorschriften, die eine klare Trennung zwischen gut, mittel und minderwertig gestatten. Wenn aber der Verbraucher selbst nicht weiß, wann er richtig bedient wurde, darf er sich nicht darüber wundern, wenn er gerade beim Kauf von Betten oder bei der Reinigung von Federn einmal hereinfällt.



Die Laborantin

(Scheerl — M.)

Gummi-Verwendung in Küche und Haus

Ein fast unverwundlicher Helfer — Industrieller Abfallstoff findet Verwertung — Die alten Bremsenklötze der Eisenbahn — Von Gertrud Hubrich

Der Gummi in seinen mannigfaltigen Arten ist auch im Haushalt zu einem wichtigen Wertstoff für allerlei Geräte und Hilfsmittel geworden. Seine Elastizität, seine leichte Reinigungsmöglichkeit, seine wandelbare Formgebung und nicht zuletzt sein gutes Aussehen haben dazu geführt, daß der Gummi die Rolle anderer zum Teil kostspieliger Stoffe übernommen hat. Da in den allermeisten Fällen hierfür der bei der industriellen Verarbeitung abfallende Gummi Verwendung findet,

braucht eine zusätzliche Belastung unserer Gummiwirtschaft durch die Hauswirtschaft nicht befürchtet zu werden.

Am vertrautesten ist uns der Gummischwamm, der für Körperpflege von Kindern und Erwachsenen gute Dienste leistet. Poröser Gummi wird zum Teil auch als Einlage in Kinderwagen verwendet. Um die Luftdurchlässigkeit derartiger Auflagen zu erhöhen, ist man auch dazu übergegangen, Abfälle von Rohhaaren zu gummieren und so eine glänzende Neuverwertung herbeizuführen. Diese gummieren Haarentwürfe haben den Vorzug, daß sie in heißem Wasser schnell gesäubert werden können, ohne daß das Polstermaterial an Form oder Güte Einbuße erleidet.

Poröser Gummi wird weiter in mannigfachen Formen als Reinigungsgerät in Gestalt von Waschbürsten, Fußbodenschrubbern, Fensterreinigung oder ähnliches verarbeitet. Wenn bei der Benutzung derartiger Geräte auf eine gute Freihaltung der Gummischwämme von Fetten geachtet wird, ist gegen ihre Brauchbarkeit nichts einzuwenden. Bleibt Fett in den Poren, so wird nicht nur der Bildung von schädlichen Mikroorganismen Vorschub geleistet, sondern auch die Reinigungsfähigkeit vermindert sich mehr und mehr.

An die Stelle von Schwammgummi ist in letzter Zeit häufig der Schlauchgummi getreten. Es handelt sich hierbei um dünne Gummistreifen, die zu Schläuchen gebogen einseitig befestigt werden und nicht nur durch ihre hohe Biegeamkeit, sondern auch durch die zahlreichen Ranten den Reinigungsvorgang beschleunigen sollen. Soweit es sich um die Herstellung von Rohr- und Handbächen handelt, hat man teilweise an der äußeren Umgebung der Röhren die Porsten gelassen und nur den inneren Raum mit Gummischläuchen befüllt. Hier



Für festliche Abendstunden im Frühling

Auch im Frühling ergibt sich manche festliche Gelegenheit, zu der wir im Heim als gut angezogene Frau wirken wollen. Dabei braucht die Kleidung doch nicht anpruchsvoll zu sein. Schon das sehr günstig gekleidete, schlag getreifte Marockainkleid, mit Stuartfragen aus weichem Organza, genügt; während jenes geklümelte Modell mit zierlichen Pflückerchen — die bei Vollschlanken über der Hüfte besser fortzulassen sind — sowie das Tagesendkleid, dessen Schulterpasse von applizierten Stoffblüten eingefasst ist, etwas festlicher wirken.

(Zeichnung: Ballot; Scherl — M.)

wird bei trockener Reinigung teilweise die elektrostatische Eigenschaft des Gummis nutzbar gemacht und der feine von den Haaren gelöste Staub an den Schläuchen festgehalten. Die reinigende Kraft der scharfen Ranten der Gummischläuchen hat dazu geführt, Valenbürsten, Tellerbürsten, Frotteerbürsten und Riechtbürsten aus irgendwie geformten Gummischläuchen zusammenzusetzen. Die Abnutzung derartiger Geräte ist geringer als die der Borstenwaren.

Die Wasserundurchlässigkeit von Gummi macht ihn für den Bodenbelag sehr geeignet. Gummimatten finden wir nicht nur in Badezimmern als Bannenvorlagen oder als Einlagen in Badewannen, um ein Ausgleiten der Badenden zu verhüten, sondern auch als geschlossene Fußbodenbekleidung für Korridore, Treppen und Wirtschaftsräume. Da der Preis der Gummipatten allerdings mindestens 3mal so hoch wie der von bestem Linoleum ist, bleibt seine Anwendung auf öffentliche Gebäude mit starker Beanspruchung und auf Luxusbauten beschränkt. Größere Verbreitung findet der Gummi schon als Treppenteppiche, zumal die Messingkanten unter die Einstufungen für Sparmetalle fallen. Am umfangreichsten dient Gummi für die Herstellung von Fußmatten. Teilweise werden die Fußabtreter aus Ringscheiben zusammengeklammert, wobei die alten Brems- und Heizschläuche der Reichsbahn eine fast unverwundliche Verwendung finden. Damen mit hohen Absätzen sei aber zur Vorsicht geraten, da die Gummiringe die Absätze gerne festhalten. Praktischer sind die aus gezackten dünnen Gummistreifen, deren Ränder nach oben gerichtet sind, hergestellten bürstenden Fußmatten. Die Streifen werden zu Paketen von 8 bis 10 cm Breite zusammengelegt und dann in beliebiger Breite nach der Zahl dieser Pakete zusammengefügt. Durch Umdrehen der Matten und leichtes Aufschlagen fällt der von den Schuhen abgeblästete Staub leicht heraus.

Von den vielen kleinen Geräten, die die Hausfrau in der Küche benutzt und deren Reinigung aus Gummi ihr sehr willkommen ist, sei nur an den kleinen Gummischaber erinnert, mit dem man aus Schüsseln auch die kleinsten Reste von Aufenteig usw. heraus-schaben kann. Der biegsame Schaber paßt sich jeder Schüsselform an und nimmt daher das Speisegut aus allen Ecken heraus. Auch bei Schüsselfaltern, die eine saugende Gummischeibe haben, finden wir diesen universellen Baustoff wieder. Wer die Tischkante bei der Anbringung von Haushaltsmaschinen wie Fleischhaken, Gemüseschneider oder Messerpuhmaschinen schonen will, wird ebenfalls zwischen Maschine und Tischplatte eine Gummipatte legen. So finden wir den Gummi als Werkstoff gerade im Haushalt an vielen Stellen, wo wir ihn gar nicht vermuten. Und könnte er uns von seiner Vergangenheit erzählen, so würde er oft von weiten Reisen zwischen den Wagen der Eisenbahn oder als Schlauch im fahrenden Auto schwärmen.

Wie reinigt man Bürsten?

Wenn man Haarbürsten und Kämme reinigt, soll man nicht vergessen, daß auch die Nagel- und Zahnbürsten einer Reinigung bedürfen. Man wäscht die Zahnbürste gründlich in lauwarmem Seifenwasser aus und spült sie zunächst in klarem Wasser, dann in einer Salzwasserlösung nach. Damit die Bürsten steif bleiben, soll man sie auf einem trockenen Tuch abreiben. Auch die Nagelbürste soll man auf die gleiche Weise reinigen. Daß auch die Kleiderbürsten regelmäßig gereinigt werden müssen, ist eigentlich selbstverständlich, da sie, wenn sie nicht sauber sind, ihre Aufgabe, Staub und Schmutz zu entfernen, nicht erfüllen können.



Jugendglück auf der Frühlingwiese

(Scherl — M.)

Barbara hebt einen Schatz

Urheber-Rechtsschutz: Drei Quellen-Verlag, Königsbrück (Bez. Dresden)

ROMAN VON FRED NELIUS

Der Gedanke daran wurde fortgeweht durch das, was Graf Riederer weiter sagte:

„Vorerst hingen diese Tränen nur wie kleine Silbertröpfchen an den Scheinen und Kleinodien. Aber sie wurden immer größer und zahlreicher. Sie stiegen an wie eine Flut. Die mächtigen Fächer des Tresorschranks wurden angefüllt von ihnen. Der Spiegel dieser Fluten hob sich an dem stählernen Oval der Wände. Er umspülte ihre Hüfte, ihre Arme, ihre Hüften. Bis zum Hals stieg es ihnen. Es schien, als ob das Sie ersticken würde, als ob Sie in dem Tränenmeer ertrinken müßten. Es war der Gipfel aller Erdennot ... das letzte Flügelchlagen todgeweihter Seelen ...“

Da geschah das Wunder! Ihr Vater hob die Hände und beschwor Sie, dieses Geld, auf dem der Fluch vom Glück Entertir lag, zu opfern. Sie willfahrte ihm. Die Fluten teilten sich vor ihnen. Die Türen des Tresorschranks tauchten sich, von unsichtbarer Hand geöffnet, auf. Sie traten aus der Bank von Danzig. Sie fühlten sich von einem schweren Druck befreit. Die Sonne lachte wieder. Es schien, als ob Sie selbst und alle Menschen blütenreine Seelen trugen.

Graf Riederer machte eine Pause. Danach fuhr er fort: „Das ist der Traum gewesen, von dem Ihr Herr Papa mir häufig sprach. Unumgänglich steht dies: an einem von den nächsten Tagen hört Ihr Herr Vater, daß der Vorstand der Tresorabteilung sich erschossen habe. Die Gründe dieses Selbstmords? Er hatte sich mit nachgemachten Schlüsseln an den Tresor der Bank vergreifen.“

Durch die Lider blinzeln, prüfte Barbara den Augenausdruck und das Mienspiel Riederers. Sie fachte einen Blick aus seinen Augen, der sie schauern machte — so viel Grausamkeit und Härte lag darin. Und ein anderes, das sie nicht verstehen konnte. Der Graf fuhr fort: „Die Wahnung dieses Traums verfolgte Ihren Vater bis zu seinem Tode. Er sah in diesem Traume einen Wink von oben, eine visionäre Wahnung, daß sein Erbteil Ihnen irgendwelches Unheil bringen könne. Trotzdem hielt er sich nicht für berechtigt, dieses Erbteil irgendwie zu kürzen oder über dieses anderweitig zu verfügen. Er glaubte, daß Sie diesen Fluch nur dadurch bannen könnten, wenn Sie einen großen Teil der Erbschaft den vom Glück Entertirten opfern und für sich darauf verzichten würden. Es war das Wissen um die Dinge in der Tiefe, jenes Wissen mit den Sinnen, die nur unermüdet begreifen ...“

Riederer beugte sich ein wenig vor. Er fixierte Barbara, als ob er ihre Seele trüben, jeden Willen, jedes Denken in ihr lähmen wolle. Er sagte hart:

„Sie werden diese Sorge Ihres toten Vaters achten, gnädiges Fräulein. Sie werden einen großen Teil des Ihnen hinterlassenen Erbes an dem Zwecken opfern müssen ... Opfern müssen! Hören Sie ... Große Teile Ihres Erbes opfern müssen ... Verprechen Sie mir das?“

Wieder beugte sich der alte Herr nach vorn. Seine Hände griffen nach der Hand von Barbara. Die sonderbaren, langen und gepflegten Finger legten sich auf ihre Hand. Leicht und flüchtig fühlte Barbara sie auf der Haut, fühlte sie wie einen Hauch den Pulschlag aufwärts gleiten.

„Solche Traumerlebnisse — nennen wir sie Phänomene unseres Seelenlebens — sind nichts Ungewöhnliches, mein gnädiges Fräulein. Sie mögen ihren Ursprung darin finden, daß latente Energien im Gehirn zum Durchbruch kommen, während andere gebunden werden ... Maury sagt bekanntlich: Im Traume sah ich jemand, den ich Tage vorher kennen lernte. Wir kamen dabei Zweifel über den moralischen Charakter dieses Menschen. Im Wachen hätte ich die Lauterkeit desselben nie bezweifelt ...“

Wieder machte der Sprecher eine Pause, er fuhr fort:

„Es war im Mai ... erzählt Tartini. Durch das offene Fenster kam ein leiser Wind, und unter einem Zwange sanken meine Augenlider, schlossen sich, und ein Schatten stand vor mir. Es war der Teufel. In seinen Händen hielt er eine Zauberkeule. Er begann zu spielen. Ein Adagio war es ... himmlisch, traurig, zart, ein Klagen und ein Weinen. Ich stand auf, ergriff die Geige und wiederholte auf dem Geisterinstrument, was ich im Traume hörte ...“

Barbara biß die Zähne aufeinander, daß sie knirschten. Die Hände ballte sie. Wer war man denn und wer der andere? Sie suggerierte sich mit aller Willenskraft den Gegenwillen jenes vor ihr: nicht erliegen ... nicht erliegen!

Wie ein Zweikampf war das. Wie ein Kampf von Seele gegen Seele. Oder wie ein Spiel mit Einfalt aller Nerven, aller Sinne.

Der alte Herr hielt spöttisch seinen Blick auf sie gerichtet. Er verneigte sich.

„... Sie wollten mich daran erinnern, daß auch Lafontaine und Voltaire die Ideen ihrer schönsten Werke nachts im Traum empfingen. Gewiß, gewiß ... Robin schuf im Traum die „Ondine“, Arquier ebenso wie Borba lösten schlafend wichtige Probleme. Stevenson extrahierte nachts Romane. Dupré fand im Schlaf die Idee

für seine wundervolle Gruppe der „Vietà“.

An einem schwülen Sommertage — Barbara schrat auf. Schauer des Entsetzens liefen über ihren Rücken. Sie drückte sich die Fingernägel in die Haut, um festzustellen, ob sie schlafte oder wachte. Sie empfand den Druck als leisen Schmerz. Also war sie wach. Sie starrte wie gebannt die Hand Riederers an. Die Manschette hatte sich am Handgelenk verschoben. Man sah den goldenen Knopf, von dem sich eine Grafentronne in Brillanten abhob. Acht Brillanten, in oktagonaler Form geschliffen, bildeten die Fäden an der Grafentronne auf dem goldenen Knopf. Neun Fäden mußte diese Krone haben.

Der größte der Brillanten, der die mittlere der Fäden bilden sollte, war herausgebrochen. Barbara befaß ihn. Er befand sich wohlverpackt in einem kleinen Ledertaschen, das sie bei sich führte. —

Mit einem harten Auf, der durch die Glieder rief, erhob sich Barbara. Sie fühlte, wie sich die Gebundenheit der Muskeln löste, wie die unsichtbare Kette, die sie an den Sitz gefesselt hatte, abfiel.

Im nächsten Augenblick erhob sich auch Riederer. „Es ist spät geworden, mein verehrtes, gnädiges Fräulein. Ich danke Ihnen, daß Sie mir die Ehre eines Plauderstündchens schenken. Sie war mir die Erfüllung einer traurigen Verpflichtung gegenüber einem lieben Toten.“

Mit eisiger Berachtung maß ihn Barbara. Dann drehte sie sich langsam ab und ging zur Tür. Sie hörte, wie Riederer ihr noch einmal nachrief: „Gnädiges Fräulein ...“

Unwillkürlich strakte sie. Widerstrebend ihren Blick nach rückwärts wendend, fühlte sie ihn durch Riederers harte Augen festgehalten und gebunden. „Sie werden nicht vergessen, was ich Ihnen sagte. Ihr Herr Vater —“

Jetzt lachte Barbara, in der Tat, sie lachte. Es war ein Lachen, das fast schrill und ohne Wohlklang aus den Lippen tief. Etwas Böses, Sakerfülltes war in ihrer Seele, das ihn treffen, ihn die Geißel ihres Absehens fühlen lassen wollte. Sie sagte schneidend hart: „Sie Narr!“ (Ein Zufall war es, daß sie wiederum das Wort gebrauchte wie schon einmal, als ein Mann sie eiteln machte.) Dann ließ sie in das große Bestäub. Menschen tauchten auf, kreuzten ihren Weg, löschten aus. Eine Weile sah sie, rauchte. Dann hatte sie sich wieder. Sie fuhr im Lift nach oben, begab sich in ihr Zimmer, zog sich aus. Sie ging zu Bett. Mit offenen Augen lag sie da und hörte, wie der Nachtwind rauschte. Sie hatte ihre Nachttischlampe ausgelöscht. Schwarze Schatten standen unheimlich in den Ecken. Die Straße wurde ruhiger. Die Autobusse kamen seltener und verschwanden endlich ganz. Nur die Zeit mit ihren schweren Schwingen tauchte.

Langsam geht die Stunde, da das Leben über eine aufgewühlte Seele schreitet. Aufgelöst ist alles. Drei ... Morast, darin die Seele sinken und verfaulen muß. Barbara lag da und sann. Eine Art von Schlaflosigkeit und Zufriedenheit mit sich befiel sie schließlich. Die Gedanken löschten aus. Man war allein, durfte schweigen, brauchte keine Lügenmärchen anzuhören. Man konnte schlafen oder wach sein. Man war Gebieter seiner selbst.

Als der Morgen kam mit seinem Dämmerlicht, stieg der Schlaf in ihre heißen Augen. Aber als sie sich ihm hingab, wurde sie von einem Traum gequält. Es träumte ihr von einem Bild, das gerade vor ihr hing und einen Kavaliere in roter Renaissancekrone zeigte. Selbst kam harte, graue Augen hatte er. Dieser rote Ritter wollte sie mit seinen bösen Augen zwingen, sich mit einem Strich am gleichen Nagel aufzuhängen, wo er selbst in seinem Rahmen hing. Sie war entsetzt, dies zu tun, richtete sich hoch und wurde vor Entsetzen dabei wach.

Erhöht von diesem Traume befiel sie ihren Schlaf zu opfern, und erhob sich. Ihre Augen fiebern. Sie wusch und kühlte sie mit frischem Wasser. Sie trat ans Fenster, hob den Arm und schob den Seidenvorhang seitwärts. Die Straße lag vor ihr und war erwacht. Nebel stiegen auf und hallten sich zu Wolken. Das Lied der Arbeit sang. Die ersten Autos rollten. Menschen gingen ihres Weges. Der Tag begann.

Sie badete. Sie bestellte die Friseurin. Später kam das Frühstück: Tee, duftendes Gebäck, Butter aus der Danziger Niederung, Blüthenhonig. Auf der Tischplatte lag die Post: ein Kartengruß von Dieter („Vergiß nicht Dein Versprechen, Barbara!“), ein Brief der Mutter („diese Reise ...“), Dresden grüßte. Eine bittere Sehnsucht wollte Barbara beschleichen. Die Heimat ...! Dresden ...! Welche Worte waren das! Welche lieben, altvertrauten Bilder tauchten hinter diesen Worten vor der Seele auf!

Es klopfte. Die Friseurin kam. Barbara nahm in dem Sessel Platz. In einem weißen Mantel sah sie da mit aufgelösten, langen Haaren. Die Finger der Friseurin wühlten in den weißen Gloden des Champoons.

Abföhllich war das leichte Fingerstreifen für die Nerven. Blinzeln schaute Barbara nach oben. Die Friseurin, die den Kopf massierte, hatte einen schmalen Frauenkopf. Von dem Scheitel in der Mitte wölben sich die kurzgeschneittenen Haare halbkreisförmig und umrahmten Jüge von der feinen und beseelten Schönheit eines Florentiner Vagen.

„Sie stammen doch aus Danzig?“ fragte Barbara, den Kopf nach hinten legend und die Augen schließend.

„Ja, aus Schöblich dicht bei Danzig. Dort bin ich geboren. Meine Eltern zogen dann nach Pappot. Mein Vater war erst Oberpfleger in dem Sanatorium Smg in Pappot, später viele Jahre Kammerdiener dort.“

Für Sekunden hatte Barbara die Augen aufgeschlagen und schloß sie wieder. „Oh, wie interessant! Auch mein Vater lebte lange Zeit in Pappot und ist dort gestorben“, sagte sie.

„Ihr Herr Vater war ein Graf?“

„Nein. Immerhin ein edler Mensch.“ Die blauen Augen der Friseurin bligten vor Vergnügen.

„So, ich dachte nämlich ...“, sagte sie. „Der Herr, bei dem mein Vater diente, kannte einen Grafen, der ganz sonderbare Schrollen hatte. Er versuchte, alle Leute zu belehren, daß sie auf ihr Eigentum verzichten müßten, um es anderen, vom Glück Entertirten, abzutreten. Aber das war nicht das Schlimmste. Es kamen Stunden, wo er glaubte, daß ein sonderbares Schicksal ihn in einen Hund verwandelt habe. In dieser Zeit lief er auf allen Vieren, bellte und benagte Knochen.“

„Aberdings, das sind bedenkliche Manieren. Aber was die Selbstentwertung dieses Grafen angeht, so teilt er sie mit Leuten, die die Klugheit und Vernunft durchaus zuwammen haben. Sie sind der Meinung, daß die Menschen eigentlich die Hunde und die Hunde eigentlich die Menschen seien.“

Barbara sah tief in ihrem Stuhl zurückgelehnt. Ihre Lider mit den langen Wimpern waren in süßer Lethargie fest geschlossen. Sie fühlte eine ganze Sehnsucht, einzuschlafen und in Träume zu versinken.

Der Föhn war eingeschaltet. Er blies mit heißem Odem über ihre Haare. Die Finger der Friseurin strichen von der Schläfe aufwärts an der Kopfhaut Barbaras entlang. Unablässig nach der gleichen Richtung. Wie zur Zeit. Wie magnetisch, suggestiv zum Schlafen zwingend. „Kammerdiener war Ihr Vater —?“ fragte Barbara mechanisch. „So, so. Bei wem denn wohl?“

„Bei Excellenz Reander.“

Barbara schloß ihre Augen auf. Plötzlich war die Müdigkeit verfliegen. Ihr Interesse war mit einem Schlage wachgeworden und verfehlte sie in atemlose Spannung. „Bei Excellenz Reander? Heißen Sie Gförer?“

Die Friseurin knigte. „Elisabeth Gförer ... ja, zu dienen, gnädiges Fräulein. Über kannten Sie womöglich Herrn Reander?“

„Es war mein Vater“, sagte Barbara.

„Ihr Herr Vater ...?“ Oh, oh! Wie sonderbar spielt oft das Leben! Da hat mein Vater nun geredet und geredet seit Jahr und Tag von seinem Wunsch, die Tochter seines gnädigen Herrn noch mal von Angesicht zu Angesicht zu sehen, ihr von den letzten Seufzern ihres eigenen Vaters zu berichten und die letzten Grüße an sie zu bestellen. Die letzten Grüße, nein, was sage ich, die letzten Worte in der Todesstunde, die der Tochter als Vermächtnis gelten sollten. Raum und Zeit schob sich dazwischen. Und nun — Ein Wunder! — Plötzlich ist das gnädige Fräulein Barbara Reander da.“

Die Linien in dem Antlitz der Friseurin waren hart geworden, ohne daß es Barbara bemerkte. Ihre blauen Augen, weit geöffnet, funkelten in tiefer Schwärze. Immer wieder strichen ihre Finger an der Kopfhaut Barbaras entlang.

„Ja, nun ist das gnädige Fräulein Barbara Reander da, kann mein Vater also ihr die letzten Grüße seines gnädigen Herrn bestellen. Wie schade nur, daß er jetzt wieder krank liegt und nicht gehen kann.“

„Krank? Oh, was fehlt ihm denn?“

„Das Rheuma plagt ihn, gnädiges Fräulein. Er hat sich doch die Beine bis zum Unterleib erstoren an der Rampe, wissen Sie. Oh, wie würde er sich freuen, wenn Sie ihn besuchen wollten! Es wird ein Festtag seines Lebens für ihn werden. Und besuchen werden Sie ihn doch ... sobald es geht, nicht wahr?“

Wieder fühlte Barbara die müde Lethargie in ihren Gliedern. Langsam glitten noch die weichen Fingerspitzen der Friseurin von den Schläfen über ihre Haare. Unablässig ... unablässig. „Ja, ich werde ihn besuchen“, sagte Barbara.

„Ach, das ist bezaubernd, gnädiges Fräulein. Ich schicke gleich nach Hause, um Bekleid zu fagen. Gnädiges Fräulein kommen am Vormittag noch — nicht wahr?“

Wüßsam formten sich die Lippen Barbaras.

„Ja, vielleicht.“

„Sehen Sie, mein Vater hat die letzten Seufzer für Sie aufgefunden, das Vermächtnis einer letzten Lebensstunde in sich aufbewahrt.“ Still und stumm sah Barbara.

„Es ist 10 Uhr. Darf ich meinem Vater sagen lassen, daß Sie spätestens bis 12 Uhr zu ihm kommen?“

Barbaras Gehirn war leer. Sie wollte ihre Lippen formen und nach der Adresse von Gförer fragen. Sie fühlte sich zu schlaf und müde dazu. Ihr Gesicht war nachschleidend, die Stirn, über die die Frauenfinger strichen, kalt. Die Friseurin ordnete die Haare Barbaras. Sie war fertig. „Gestatten, gnädiges Fräulein, daß ich Ihnen die Adresse meines Vaters auf ein Kärtchen schreibe.“

Barbara hob ihre Augenlider. Blinzeln sah sie die Friseurin an, sah sich um und lächelte verstört. „Ja, ich bitte darum.“

Elisabeth Gförer schrieb. „So, hier ist die Wohnung. Mein Vater wird bis mittag auf das gnädige Fräulein warten.“

Barbara stand auf. Sie hatte Augen wie im Rausch von schwerem Wein. Zwischen den frisierten braunen Haaren schimmerte ihr Schmalgesicht geisterhaft und bleich. Sie zahlte. Die Friseurin knigte. Barbara gab ihr die Hand.

Barbara war müde, doch sie schlief nicht. Sie setzte sich in einen Sessel, dachte nach. Was war denn eigentlich los? Diese weiche Müdigkeit und schnelle Abgespanntheit ihrer Nerven! Das war doch sonst nicht ihre Art. Aber jetzt? Etwas Fremdes, Neues war in ihrem Blute, das keinen wollte und sich schmerzhaft regte. Die Danziger Luft bekam ihr scheinbar nicht. Nun, das ließ sich ändern.

Sie war für heute mittag auf der Bank von Danzig angemeldet. Sie würde dort die Erbschaftsache ordnen und schon abends wieder heimwärts reifen. Vielleicht mit Dieter ein paar Tage in Berlin verbringen. Der Gedanke hatte Reiz für sie.

Und Gförer ...? Der Besuch bei ihm war heilige Pflicht, Herzenssache, Pietät. Sie nahm das Kärtchen, das ihr die Friseurin hinterlassen hatte. Max Gförer, Hundegasse Nr. 9, stand darauf. Hundegasse, wie ein sonderbarer Name! Sie holte ihren Danziger Stadtplan vor. Die Hundegasse lag ganz in der Nähe nach der Melzergasse. Also es war kaum ein Umweg, wenn man Gförer schnell besuchte. Das Autotaxi konnte vor der Haustür warten und sie gleich von dort aus nach dem Bankgebäude fahren. Sie erwog bei diesem Plan, daß das Geschäftliche wahrscheinlich längere Zeit in Anspruch nehmen würde, während Gförer — Sie ließ ein Taxi kommen. Sie streifte Pelz und Kappe über, ging zu Fuß nach unten und stieg in die Autodroische. Der Vage hatte hinter ihr den Wagenhaken geschlossen. Der Autotaxi fuhr torkelte die Kasse an. Los!

Hundegasse 9. Barbara kam in ein echtes Danziger Diensthäus mit feillich abgetrenntem Wirtschaftsraum und einer Kuchentube, die darüber lag. Das Portal war reich im Stil des Rokoko geschmückt. Barbara ließ interessiert den Blick auf diesen Schmuckereien ruhen, sie stieg die enge Danziger Wendeltreppe aufwärts bis zum zweiten Stock.

Es war ziemlich dunkel in dem Flur. Als die Augen Barbaras sich an das Dämmerlicht gewöhnten, sah sie an der Türschwelle links ein schwarzes Marmorschild: Alabunde. Hier wohnte also scheinbar Gförer nicht. So suchte sie die rechte Tür auf. Hier entdeckte sie ein weißes Kärtchen, dessen Schrift man nicht genau erkennen konnte. Schembar hieß die Aufschrift Max Gförer. Sie klingelte auf gutes Glück. Zeit zur gleichen Zeit mit diesem Klingeln ging die Tür auf. Barbara erkannte eine ältere Frau in weißen Haaren.

„Frau Gförer?“ fragte sie.

Und die andere: „Fräulein Barbara Reander? Gförer wartet schon mit Sehnsucht auf das gnädige Fräulein.“

Barbara trat ein ... in eine Diele, auf die strahlenförmig eine Reihe Zimmertüren mündete. In den alten Danziger Häusern ist es auch am Tage ziemlich dunkel. Eine Deckenlampe brannte, doch das Licht war stark gedehnt. Die Diele war so gut wie unbelichtet. Die schlichte Frau mit weißem Scheitel — scheinbar Frau Gförer — ging an eine Tür, verbeugte sich und öffnete.

Da war ein Zimmer, kahl und nüchtern wie ein Wartezimmer: darin ein Tisch, zwei Stühle, eine Bank. Frau Gförer (dafür hieß sie Barbara) bat sie höflich, ihre Sachen abzulegen. Sie trat hinter Barbara, um den Pelz von deren Schultern abzustreifen.

Sonderbarerweise war in Barbara ein instinktives Widerstreben, das sie zaubern ließ. Sie wollte sich der fremden Hände, die an ihrem Körper glitten, wehren und fand nicht die Kraft dazu. Mit einem rätselhaften Unbehagen, das sich immer mehr verstärkte, ließ sie es geschehen.

Wenn Sie zwei Sekunden warten wollen, gnädiges Fräulein“, sagte Frau Gförer. Ehe Barbara den Mund zu einer Antwort öffnen konnte, war die Tür zum Nebenzimmer leise aufgegangen. Die schlichte Frau mit weißem Scheitel machte eine lächelnde Bewegung nach dem durch die Tür Eingetretenen. Ein sonderbarer Ausdruck lag in ihren Augen. „Da ist Max Gförer.“ (Fortsetzung folgt.)

Freude ~ Humor ~ Raten

Paulchen

Eine schreckliche Ehe tragödie ...

Von Ralp Urban

Wenn Herr Tiffen nach Hause kam, sah er wie ein zu Fleisch gewordener Seufzer der Langeweile aus. Die alltäglichen Begrüßungen aus der Zeit der grünen Ehe waren schon seit einer Weile abgekommen; dafür übernahmte sich Herr Tiffen jetzt manchmal dabei, wie er auf der Straße einer fremden Frau nachsah. Auf die in erzählender Form gehaltenen Aufmunterungsversuche seiner jungen Gattin ging er mit „Mhm!“ „Aha!“ ein und dachte dabei an ganz etwas anderes. Mit gleichem Maß aber stieg sein Interesse für Literatur, so daß er in der Zeitung sogar unter dem Strich die kleingedruckten Namen des Hauptkassierers und der übrigen Mitglieder des Schriftleiterstabes studierte. Er erwartete nur aus seiner von Gähnen umflossenen Bescheidenheit, wenn ihm plötzlich eine Verabredung mit alten Bekannten einfiel.

Schwohl Frau Tiffen von ihrem Mann nicht gerade schlecht behandelt wurde, fühlte sie sich unter seinem Rückzug vom werdenden Männchen zum ehemalsigen Gewohnheitsstier unglücklich und unglücklich. Und ihre Ehe wäre wohl im hoffnungslosen Sumpf erstarrt, wenn sich da nicht eine Wirtin der unergündlichen Frauenzelle ergeben hätte.

Herr Tiffen blieb unwillkürlich mit der Kinnkeule der Eingangstür in der Hand stehen, als er aus dem Nebenzimmer die Stimme seiner Gattin vernahm:

„Aber das ist ja nett, Paulchen“, sprach Frau Anne beim Telefon, „natürlich komme ich. Nur schade, daß du morgen schon wieder abreisen mußt. — Mein Mann? Ach Gott, der — er hat übrigens heute eine Verabredung, warum soll ich nicht auch einmal mit einem alten Jugendfreund bummeln gehen. Ich sage ihm erst gar nichts. — Wie? — Ja, es bleibt dabei, also um neun Uhr. Auf Wiedersehen, Paulchen!“

Herr Tiffen überwand die Starre und schloß rasch hinaus, um mit lauter Schlüsselschall seine ahnungslose Heimkehr vorzuschwindeln. Welch eine Schlange! Trifft sich heimlich mit einem Jugendfreund, den sie ihm bisher unterschlagen hatte. Aber wann spricht schon eine Frau über eigene Geheimnisse!

Männer haben in Hinsicht auf die eigene Frau gemeist eine sehr lange Leitung. Auch Herr Tiffen laute an seinen Gedanken, die immer größer wurden, und wußte nicht, was er mit ihnen anfangen sollte. Anne sah merkwürdig froh aus, ihre Augen glänzten. Da hatte er sich eingebildet, sie genau zu kennen und ihrer so sicher zu sein, daß sie ihm langweilig geworden war.

„Kommt du heute bald heim?“ erkundigte sich Frau Anne möglichst harmlos und machte ein Kackengesicht.

„Nein, Kind“, antwortete der Mann, „es wird ziemlich spät werden.“

Mit unbedürftiger Stirn verließ Herr Tiffen das Haus. Eifersüchtig? Richtig! Sicher würde sie ihm morgen die Sache aufklären. Er verfluchte, die bösen Gedanken zu verheuen, aber sie fehlten zurück wie lästige Fliegen. So kam es, daß er bereits um zehn Uhr heimging. Anne war wirklich nicht zu Hause. Tiffen biß sich auf die Lippen und begann gereizt auf und abzulaufen. Um elf Uhr knirschte er mit den Zähnen und ballte die Fäuste, aber

seine Frau kam trotzdem nicht. Zu Mitternacht erreichte er den Siedepunkt, und er kochte eine ganze Stunde lang, ehe sie endlich heimkehrte. Ihr Gesicht glühte, in dem einen Arm trug sie einen Strauß herrlicher Rosen, im anderen einen Bonzo. Und sie hatte — es war ganz schrecklich — einen Schwips.

„Seine Frau!“ brüllte der Löwe. „Wo hat man sich bis jetzt herumgetrieben?“

Die anfängliche Bestürzung wich aus ihren Augen, sie warf erst die Blumen und dann den Bonzo auf den Tisch und ging zum Angriff über, was bekanntlich das beste Mittel zur Abwehr ist.

„Und wenn schon!“ entflammte sie sich. „Du kommst keine Nacht nach Hause und kümmerst dich überhaupt nicht mehr um mich! Ich habe einen netten Jugendfreund getroffen, ach, es war sooo schön.“

Mehr brauchte sie natürlich nicht. Schrecklicher Krach, Wut und Scheidung flogen nur so in der Luft herum.

Am nächsten Tag eifiges Schweigen. Am

Abend ging Tiffen fort, kam aber sehr bald wieder. Anne lag schon im Bett und stellte sich schlafend. Der Mann beugte sich über sie und starrte düster in ihr hübsches Gesicht. Dann schloß er auf, schüttelte sie wütend und brüllte: „Jetzt sagst du mir, wer dieser Kerl von einem Paulchen eigentlich ist, damit ich ihn umbringe!“

„Vieher sterben“, sagte Anne mit fester Stimme, und sie blieb es auch. Sie blieb es, obwohl den Gatten die Leidenschaft schüttelte, obwohl er schließlich ganz klein und nett wurde. Der Mann warb sogar wieder um sie, und sie ließ sich langsam von ihm erobern wie damals im Mai.

Es wurde eine wunderschöne Ehe daraus, aber wenn ihn die Eifersucht packte und er wissen wollte, wer jenes Paulchen eigentlich sei, dann schloß Anne hartnäckig wie ein alter Sünder oder wie eine ganz kluge Frau.

Paulchen war nämlich ein Freund ihres verstorbenen Vaters gewesen und zählte fünfundsechzig Jahre. — — —



„Veckehes“-Regelung im Frühling

„Sag mal, Hans, weshalb sind denn alle Aischbäume weiß angestrichen?“

„Damit wir im Dunkeln nicht dagegenrennen!“

(Zeichn.: H. Kofe, Scherl — M.)

Allerlei Anekdoten

Der Bittgang

Ein geiziger Bauer hatte in der Stadt Vieh verkauft und dafür hundert Gulden eingenommen. Das hatte ein Landsknecht, der eben in seines Herren Dienste stand, beobachtet und ging nun dem Bäuerlein nach. Auf der Landstraße holte er ihn ein und sprach ihm ein paar Kreuzer für Tabak und Brot an, aber der Geizige verweigerte hoch und heilig, daß er selbst nicht einen roten Heller in der Tasche habe.

„Da geht es dir ja gerade so traurig wie mir, Bruderchen“, bedauerte der Landsknecht schneichelnd. „Doch wenn du eine Stunde Weges nicht scheust, so wüßte ich sichere Hilfe. Wallfahrten wir gemeinsam zum Bild des heiligen Alfontus. Ich bin zwar schon den ganzen Tag ohne einen Bissen auf den Beinen, aber ich weiß, daß der Heilige keinen im Stiche läßt, der ihn ehrlich bittet. Was er uns schenkt, wollen wir ehrlich teilen.“ Und so eindringlich wußte der Landsknecht von der sicher zu erwartenden Hilfe zu sprechen, daß der geizige Bauer bereit war, den Verlust zu machen.

Als sie nach einer Stunde am Ziel waren, begann der Landsknecht andächtig zu beten. Der Bauer tat es ihm voller Erwartung nach, bis der andere ihm aufklärte:

„Still, der Heilige winkt mir.“ Damit trat der Anekdot an die Bildsäule, tat, als ob er lauschte, fehrte zurück und sagte: „Er hat uns geholfen. Einen Gulden hat er uns geschenkt. In meiner Tasche soll das Geld stecken.“ Er frante nach und förderte mit gut gespielter Ueberraschung einen Gulden zutage. Die Hälfte davon reichte er dem Bauern, der die Münze eilig einsteckte.

„Lach es uns noch einmal versuchen“, forderte der Landsknecht auf, und der Bauer war mit Eifer dabei. Wieder beteten sie, der Anekdot schritt zu dem Bild, lauschte und fehrte strahlend zurück. Diesmal hat es gekostet. Hundert Gulden! Sie stecken in deiner Tasche. Ralch, lach nach!“ Der Geizhals erblachte, aber so sehr er sich wand, — er hatte den halben Gulden genommen und mußte nun fünfzig von seinen hundert herausgeben. Dann ließ er den Landsknecht unter heftigen Verwünschungen stehen.

W. Sch.

Gewissenhaft

Im Militärlager von West-Coblen (Amerika) erging der Befehl, daß alle Mannschaften sich zur sabbatstlichen Untersuchung einzufinden hätten.

Ein Trupp, der auf einem entlegenen Waldkleeen übte, mußte als Nachtposten bei dem Gerat einen Mann zurücklassen. Das Los traf Tom MacNee.

Der Truppführer aber war ein gewissenhafter Mann, und so meldete er, als er im Lager vor dem Jahnsart stand, wie folgt:

„Trupp X zur Stelle mit drei Man und Tom MacNees Gebir!“

Die Ehrung

Mitterwurser, einer der merkwürdigsten und härtesten Schauspieler der Theatergeschichte, schämte, wenn man von ihm als einem Künstler sprach.

„Künstler? O nein! Künstler, ja Künstler“, sagte er einmal zu einem Bewunderer seiner Kunst. „Feuertreffer, Schwerfächer, Schlangenhändler — das sind wir. Da gehören wir hin, zu den unehrlichen Leuten, wie man früher zu sagen pflegte. Doch seit der Vater den Sohn, der zum Theater will, nicht mehr mit Entzürnung verflucht, seit das ein bürokratischer Beruf geworden ist, seit man den Schauspieler feierlich begrüßt neben einem angesehenen Bankier, statt ihn hinter der Mauer zu verschleiern, herben die richtigen Schauspieler aus!“

Von der Schloßfertigkeit Mitterwurzers gibt es manches heitere Geschichtchen. Als er schon berühmt war, gab er einmal ein Gastspiel in einer norddeutschen Stadt. Die Zuschauer riefen vor Begeisterung und überschütteten den Künstler mit Blumen. Die neidischen Kollegen aber, die im Schatten solchen Ruhms verschwandern, ließen dem gefeierten Gast einen — Dittelfrans überreichen.

Nicht einen Augenblick war Mitterwurser verlegen. „Die Vermitten“, sagte er mitteilig mit einem nicht mißzuverstehenden Hinweis auf das langohrige Grautier, dessen Riefstirnspitze Ditteln sind, „haben Sie sich das vom Mund abgebart!“

M. M.

Puccinis Motorboot

Puccini war einst mit seinem Sohne Louis in New York. Er hatte die Riesentadt und war froh, daß der Tag der Heimfahrt nicht mehr fern war. Die Leute waren hier verrückt. Was sie in den wenigen Tagen für ein Theater mit ihnen gemacht hatten! Und dann die Autogrammjäger! Ihn froh, wenn er daran dachte. Einer hatte von ihm verlangt, er solle ein paar Takte aus der Bohème auf ein Blatt Papier schreiben. Dafür hatte er 500 Dollar zahlen wollen. Dem hatte er heimgeleuchtet.

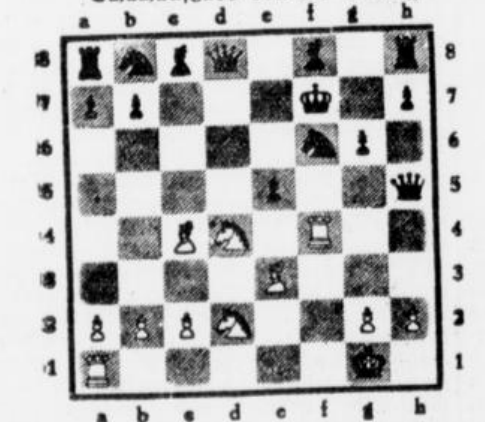
Vater und Sohn standen vor einem mächtigen Geschäftshaus. Da war ein riesiges Schaufenster, das sie beide pöblich ansah; denn dahinter war ein Boot, ein richtiges Motorboot aufgestellt. Puccini dachte an sein Haus und an seinen See daheim in Italien. Es wäre schön, dort solch ein Boot zu haben. „Wollen wir es kaufen?“ fragte der Vater.

Tonio war des Vaters Sparminister. „Wo denkst du hin? 5000 Dollar kostet es!“

Puccini wollte sich traurig von dem Bilde losreißen. Wenn Tonio nicht wollte, gab es keinen Widerspruch. Da fiel ihm etwas ein, ein Bild: Papier, darauf ein paar Noten. „Wir werden es doch kaufen“, erklärte er fröhlich. Dann kührte er ins Hotel, daß Tonio ihm kaum folgen konnte. Bald ging ein Blatt Papier an die Adresse des reichen Autogrammlammers ab, und noch am gleichen Tage wurde das Boot gekauft. Tonio war jetzt damit einverstanden.

SCHACH

Schachaufgabe von A. Sellina

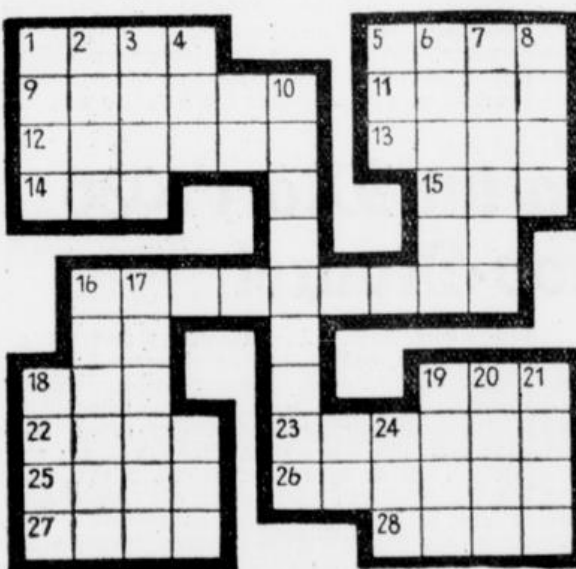


Die abgebildete Stellung entstand in einer durch Briefwechsel gespielten Partie Keres — Verbal. Der Schwarze zog in dieser Stellung den König nach e8 und verlor nach D×e8+ eine Figur und die Partie.

Wie hätte der Weiße elegant gewonnen, wenn der Schwarze seinen König nicht nach e8, sondern nach g7 gezogen hätte?

Kreuzworträtsel Nr. 1

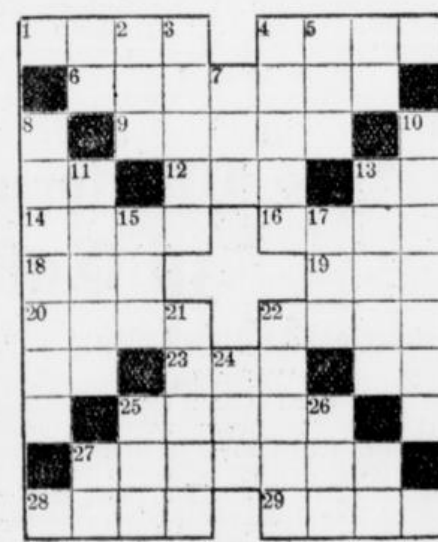
Waagerecht: 1 holländische Kolonie, 5 amtliche Verkehrseinrichtung, 9 schöner Jüngling aus der griechischen Sage, 11 Rundfunküberhörer, 12 Jecherei, 13 Personal der Militärleitung, 14 geographischer Begriff, 15 Stadt in Südtirol, 16 Insel bei Ägypten, 18 außenbundes Nachtspenk, 19 Gärhof zur Käsebereitung, 22 Glanzpunkt, 23 antike Stadt am Tigris, 25 deutscher Dichter (auch Waldgehirge), 26 Gekleinsort, 27 Deuropär. — — — Pflanzenjafern. — — — Senkrecht: 1 Geißt aus Othello, 2 Blutafäß, 3 elektrische Mokeinheit, 4 indische Münze, 5 Tanschrift, 6 Tonstufe, 7 altnordlicher Sänger, 8 Blasinstrument, 10 Berg und Wein-



terportplatz in den österreichischen Alpen, 16 andere Bezeichnung für Griechenland, 17 Einfuhr, 18 häufiger Rufname, 19 Frauennamen, 20 geographische Anfindung, 21 Rubelager, 24 Nebenfluß der Donau.

Kreuzworträtsel Nr. 2

Bedeutung der einzelnen Wörter a) von links nach rechts: 1 Maßeinheit, 4 Erdart, 6 Begleiter eines Planeten, 9 Schweizer Luftkurort, 12 Titel, 14 Raquetier, 16 Nebenfluß der Elbe, 18 Gedichtart, 19 Bad am Spessart, 20 fährlicher Strom, 22 heilige Sprache der Puddhisten, 23 plötzlicher Windstoß, 25 englischer Vornamen, 27 Name eines Sonntags, 28 englischer weiblicher Vornamen, 29 Geliebte des Zeus; b) von oben nach unten: 2 Papageienart, 3 Trocknungsrichtung, 4 abgeschlossener Stand, 5 weiblicher Vornamen, 7 Schlange, 8 Schrift, 10 Antriebsmaschine, 11 Nahrung, 13 Schmutz, 15 japanische Münze, 17 portugiesische Kolonie, 21 Tageszeit, 22 Teil des Fahrrades, 24 Ansiedlung, 25 Landgebiet, 26 griechische Göttin.



Bilderrätsel



Auflösung aus voriger Nummer

Schachaufgabe von A. Sellina
Weiß: Kd1, Dc2, Td1, Qa2, Qd4, Qd4, Kd4, b4, e2, f2, g2, h2 (12); Schwarz: Kd8, Dd8, Td8, Qd8, Qe7, Qe5, Qd7, b7, c6, f7, g7, h7 (12).
(Angriff gegen b4 und e5) Qd4! eReihe4e
Nach 1... Qe7×b4 käme 2. Qd4—b3 Dd5—c7
3. Dc2—e4 (Angriff gegen b4 und e5) Qd4—b6
4. Dd4—b4, und Weiß gewinnt eine Figur.

Bilderrätsel

Tauben Ohren ist nicht gut predigen.
Felsenrätsel
Man beginnt mit der Silbe „das“ auf der linken Seite und liest im Uhrzeigersinn nacheinander alle Silben in gleichförmigen Feldern. Als Text erhält man: Das Schicksal vieler mit dem Menschenleben, und wie ein Rad dreht wir, beid sich die Welt.

Kreuzworträtsel Nr. 1

Waagerecht: 1 Spediteur, 7 Tara, 8 Eise, 9 Mai, 10 Café, 12 Lena, 14 Hafe, 17 Bart, 19 Duo, 20 Lord, 21 Tabu, 22 Measameier. Senkrecht: 1 Stockholm, 2 Para, 3 Dame, 4 Teil, 5 Man, 6 Redakteur, 11 Res, 13 Eva, 15 Aloe, 16 Edda, 17 Vate, 18 Kober.

Kreuzworträtsel Nr. 2

Waagerecht: 1 Menam, 4 Afel, 7 Freitags, 9 Simla, 11 Segel, 13 Allen, 15 Ebene, 16 Seite, 17 Seage, 20 Kalle, 23 Tuell, 24 Alven, 25 Motta, 26 Enaland, 27 Lause, 28 Leaal. — Senkrecht: 1 Meile, 2 Arfen, 3 Meile, 4 Atlas, 5 Saale, 6 Leine, 8 Reblaus, 10 Bettler, 12 Gelee, 14 Stalp, 17 Stail, 18 Glanz, 19 Eloge, 20 Katal, 21 Alane, 22 Enael.

Die Hauptfrage

„Meine Tochter bekommt hunderttausend Mark Mitgift.“
Dies sagte der Vater.
Dies hörte der junge Mann.
„Kann ich sie leben?“ rief er begeistert.
„Die Tochter?“
„Nein. Die Mitgift!“

Zum vierten Bericht des Landesmuseums für Vor- und Frühgeschichte

In verdientvoller Weise hat ferner Professor Dr. G. H. R. Peiser, Augustische Münzstudien im Raum Westfalen und römische Marktrichtungen im Zusammenhang untersucht. Er veranschaulicht eine hunderte römischer Münzen aus der Zeit der Republik, des Augustus und des Tiberius, die für eine Feststellung der Marktrichtungen der römischen Münzen durch den Raum Westfalen von besonderer Bedeutung sind. Dr. Christmann (Dortmund) gibt eine beachtenswer-

Der alte Hartford als Nationalpolitiker

Seute lei an sein Eingreifen zu Gunsten der Deutschen erinnert, die infolge der Wirldatschitz nach der ersten deutschen Gründerszeit, in den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts, in Brasilien eine neue Lebensgrundlage suchten. Ende April 1861, vor 75 Jahren brachte Sarlot einen Antrag im Haus der Abgeordneten ein, durch den das preußische Staatsministerium aufgefordert wurde mit dem Deutschen Bunde ein Verbot der Auswanderung nach Brasilien zu verhängen, um dadurch die Beilegung schwerer Verhältnisse durch die brasilianische Regierung zu erzwingen. Sarlot begründete diesen Antrag u. a. durch Mitteilungen über das sog. "Barteria-System", durch das, wie er sagte, in betrügerischer Weise „ein nichtswürdiger Handel mit weißen Sklaven" eingeführt worden sei. Niederträchtige Agenten schloßen mit deutschen Auswanderungs- Agenten Scheinverträge ab. An Bord der Auswanderungsschiffe würden den Betrogenen dann die Pässe und Kontrakte abgenommen, worfür sie Passagierpreise erhielten, die zur Erstattung wirklicher und erhöhter Kosten verpfligten. Bei der An

Die Witterung im März 1936 zu Castrop-Raurel

a) Meteorologische Einzelheiten:

Der diesjährige März hatte eine Mittelwärme von 6,2 Grad, übertrial damit die Normalwärme um 1,7 Grad. Die niedrigste Temperatur wurde mit 3 Grad Kälte am 17. März frühmorgens beobachtet. Die Höchstwärme, 22 Grad trat am 22. März nachmittags ein. Das höchste Maximum hatte der 22. März mit 0,5 Grad Wärme, das wärmte Minimum der 30. März mit 10 Grad Wärme. Der kälteste Tag war der 14. März mit 0,1 Grad Mittelwärme. Demgegenüber brachte es der wärmste Tag, der 29. März, auf die dem Mai entsprechende Durchschnittswärme von 13,2 Grad. Das mittlere Temperaturminimum betrug 2,3 Grad Wärme, das mittlere Maximum 10,9 Grad. Die Tagesmittel zeigten eine mittlere Schwankung von 1,8 Grad. Den größten Unterschied, 6,5 Grad, hatten die Durchschnittstemperaturen des 8. und 9. März. Den kleinsten, 0 Grad, die des 22 und 23. März. Der März brachte noch 10 Tage mit leichtem Frost, dagegen keinen Eisstag mehr. Die Wärme lag unter dem Normalen des Monats an 15 Tagen, darüber an 16 Tagen. Bereits an 9 Tagen wurden 10 Grad Durchschnittswärme überschritten. Der mittlere Barometerstand betrug 758 Millimeter reduziert. Der niedrigste Stand, 741,5 Millimeter, wurde am 1. März in der Frühe, der höchste 768 Millimeter reduziert, am 1. März abends beobachtet. Die relative Feuchtigkeit war 78 Prozent. Die Feuchtigkeit schwankte zwischen 34 Prozent am Nachmittag des 22. März und 90 Prozent in der Frühe des 26. März. Der Wind aus nordöstlicher bis östlicher Richtung an 10 Tagen aus Südwest bis West an 8 Tagen; südliche bis südliche Winde herrschten an 9 Tagen, nordwestliche bis nördliche an 3 Tagen; windstill war des Westens 1 Tag.

Wie schon aus diesen knappen Hinweisen auf den
 reiche Inhalt des Heftes mit aller Deutlichkeit her-
 vorgeht, hat das Westfälische Landesmuseum für
 Vor- und Frühgeschichte unter der zielstreuen und
 tatkräftigen Leitung seines Directors Professor
 Dr. Sierren während des Berichtsjahres wieder
 einmal in vortrefflicher Weise eine Fülle wertvoller
 Arbeit geleistet zur weiteren Erforschung des vor-
 und frühgeschichtlichen Werdens unserer Heimat-
 provinz.

D. A.

Wie kam es, daß gerade der Abgeordnete Hartmann in dieser Sache zum Anwalt des Deutschthums machte? Nun, kein Name war weit über Deutschlands Grenzen hinaus bekannt als der eines rastlos thätigen und immer hilfsbereiten Nationalpolitikers. So hatte sich der Preussische Ministerpräsident in Brasilien, von Meubach, als er wegen seines energischen Eintretens für die deutschen Kolonisten in Schwierigkeiten geriet, nicht an ein Mitglied der ihm nahestehenden tonierpalastumwobenen Mehrheit im Abgeordnethaus gewandt, sondern an den Reichstagen, von dem jedermann wußte, daß er rückstillslos durchdringt, wenn es sich um die deutsche Ehre handelte.

an. Der 10. März verlief sonnig und leicht milde mit 15 Grad Nachmittagswärme und 4 Grad sub hohem Tagesmittel. Am 11. März war das Wetter neblig-trübe und weinlich-fühler. Vom 12. bis 15. März herrschte fortgesetzt trübe und ziemlich kalte Witterung. Am 15. März gab es vormittags ein leichtes Schneehäufchen (0.2 Millimeter). In der folgenden Nacht fiel etwas Regen, und vormittags gab es einen leichten Schneehäufchen; der Tag verlief bei veränderlicher Bewölkung ziemlich kalt. Die Nacht vom 17. März brachte mit 3 Grad Kälte die niedrigste Temperatur des ganzen Monats; tagsüber war es trübe und wärmer. Der 18. und der 19. März brachten heiteres Wetter mit kalten Nächten, aber milden Tagestemperaturen. Vom 20. bis 26. März herrschte außergewöhnlich warmes Wetter mit 15 bis 22 Grad Nachmittagswärme und Tagesmitteln, die 4 bis 6½ Grad über der jahresmittlichen Durchschnittswärme lagen. Der 27. März war trübe und sehr mild mit 1.3 Millimeter Regen des Vormittags. In der kommenden Nacht fielen 0.8 Millimeter Regen; tagsüber war es sonnig bei einer um 6 Grad zu warmen Mitteltemperatur. Die dreilekten Tage des Monats vielen normierend trübe, aber ungewöhnlich mildes Wetter auf. Die Durchschnittswärme lag 7 bis 8 Grad über dem Normalwert. An den beiden letzten Tagen brachten nädliche Regengüsse 4.5 bzw. 4.2 Millimeter Niederschlag. Die übermäßige Wärme der letzten Märzbelade verurachte ein allzu vorzeitiges Erwachen der Pflanzwelt. Beerensträucher, Koffholianen, Birken, Deden entfalten ihr Laub, und zahlreiche Obstbäume entwickeln ihre Blüten. Leider sind diese durch die scharfen Aprilströme vernichtet worden.

Wie die Volkarte entstand

In der Postversendungsabteilung des Reichspostamts in Berlin wird s. Zt. in einer Sonderkassette gesammelt, wie die Postkarte entstanden ist. Früher mußten schriftliche Mitteilungen in verschlossenen Umschlägen und Briefkästen unter Kreuzband verschickt werden. Durch eine Verordnung vom 30. Mai 1865 ließ das Generalpostamt die Verendung von gedruckten Anzeigen in Kartenform ohne Kreuzband zu. Der damalige Geheime Postrat Stephan hatte aneregt, auch schriftliche Mitteilungen auf offenen Karten auszulassen, was aber mit seinen Vorschlägen nicht durchgebrungen. Bald nach seiner Ernennung zum Generalpostdirektor ordnete Stephan die Einführung von „Correspondenz-Karten“ an. Diese Karten trugen keinen Briefstempel und mußten mit einer Dreimarke bezahlt werden; am Fuße enthielten sie eine ausführliche Gebrauchsanweisung. Die älteste derartige Karte ist am 18. 6. 1870 abgetempelt. Im Kriege 1870/71 wurde dann von „Feldpost-Correspondenzkarten“ ausgedehnter Gebrauch gemacht. Die Scheu vor der offenen Verendung von schriftlichen Mitteilungen war schnell gewichen. Die Verabreichung der Gebühren ab 1. Juli 1872 trug zur weiteren Verbreitung der Postkarte bei. Die „Gebrauchsanweisung“ konnte ab Oktober 1872 als überflüssig weggelassen werden. Vom 1. Januar 1873 ab gab es dann Postkarten mit eingedrucktem Wertstempel.

Nur aus Castrop-Rauxel hat unter seinen alten Papieren noch Postkarten, wie sie vorstehend erwähnt wurden? Er würde sich verdient machen wenn er sie dem Stadtbüchlein (Wittener Straße) zur Aufnahme in die Sammlung zur Verfügung stellen würde, um sie so der Nachwelt zu erhalten.

Arzeitliche Pflanzen

1833. In der Umgehung der Kohle, die in den Bergwerken bei Oberkirch, Münden und im Delstiege gewonnen wird sowie in den Sandsteinen des Harz, Büdcherges und andernorts finden sich Abdrücke urzeitlicher Pflanzen. Sie geben uns ein Bild von der Pflanzenwelt im Mittelalter der Erdgeschichte, in der die nadelförmigen Gewächse, die Nadelbäume und Farnkräuter herrschten, dagegen von untern ickigen blumentragenden Pflanzen noch nichts zu finden war. Die meisten derartigen Pflanzenfunde, von denen sich auch ein Teil im Büdchurger Heimat-Museum befindet, sind um die Mitte des vorigen Jahrhunderts gemacht worden. Seitdem hat sich fast niemand mehr darum gekümmert und zu den alten Veröffentlichungen von 1870 und vorher ist nichts Neues hinzugekommen. Erst in neuerer Zeit ist festgestellt worden, daß A. v. L. in den Halben der Bergwerke auch recht noch schöne Funde gemacht werden können. Eine zusammenfassende Darstellung dieser alten Pflanzenwelt auf Grund der neueren und früheren Funde gibt die fürzlich bei der Preussischen Geologischen Landesanstalt in Berlin erschienene Abhandlung (Seite 16 der neuen Folge): „Paläobotanische und fossilpflanzengraphische Studien: in der nordwestdeutschen Riedens-formation“ von F. Michael. Die schönen Pflanzenabdrücke können noch manchem Sammler viel Freude bereiten. Die Abhandlung soll der Verstandnis solcher Funde und der früheren Schriften darüber dienen und gibt zugleich eine Beschreibung der Struktur der Kohle, deren Armaterial die Pflanzen darstellen. Die Abhandlung ist durch die Vertriebsstelle der Preussischen Geologischen Landesanstalt in Berlin N 4 zum Preise von 3.— RM zu beziehen.

Wandrer, schone Wald und Flur,
Heilig sei dir die Natur!
Halte Weg und Plätze rein,
Laß das Spiel mit Feuer sein!

nd sehr mild
4 Grad zu
ar das Wetter
om 12. bis 15.
iemlich kalte
mittags einen
In der fol-
ormittags gab
ag verlief bei
t. Die Nacht
älte die nied-
ats; tagsüber
und der 19.
alten Nächten,
am 20. bis 26.
es Wetter mit
und Tagesmit-
abends stürm-
ars war trübe
des Wogen
0,8 Milli-
bei einer um-
ur. Die drei
leigend trübes,
Die Durch-
dem Normal-
drachten nächt-
er Niederlag.
arsdelate ver-
den der Plan-
anien, Birken,
chleiche Obst-
der sind diese
et worden.
An.

nd
es Reichspost
er Sonderkäu-
ist. Früher
verhöflichen
reusand ver-
om 30. Mai
erleitung von
ne Kreuzband
Stephen hatte
auf offenen
en Vorhängen
er Ernennung
han die Ein-
an. Die
d mußten mit
Tüke enthielt
eueiung, die
1870 abgetem-
n von „Feld-
r Gebrauch ge-
erleitung von
gewichen. Die
1872 trug er
bei. Die „Ge-
1872 als über-
anuar 1873 ab-
rudtem Wert-

t unter seinen
ie nortehend
ndient machen,
er Strake) zur
rügung stellen
alten.

ale, die in den
n und im Deis-
anditeinen des
inden sich An-
eben uns ein
alter der Erb-
emähle, a. B.
diten, dagegen
Wflanzen noch
artigen Pflan-
teil im Bilde-
um die Mitte
worden. Seit-
um gekümmert
von 1870 und
men. Erst in
dak a. B. auf
t noch läre
e zummental-
ansenwelt auf
unde gibt die
ischen Landes-
lung (Seit 1866
nd lichenpetro-
deutschen Weal-
Die idonen
dem Sammler
lung soll dem
rühnen Schrift-
eine Belkrei-
Urmaterial die
ag st durch die
glichen Landes-
von 3.— R.M.

und Flur,
r!
rein,
er sein!

KUNST UND LEBEN

„Die Hochzeit des Figaro“

Zur 150. Wiederkehr des Uraufführungstages am 1. Mai / Von Adolf Neß

An einem Frühlingsabend des Jahres 1786 war in einem der prächtigen Gärten der Kaiserstadt Wien eine auserwählte Gesellschaft versammelt. Ganz nach der steifen Mode jener Tage gekleidet, stolzierten die Herren in ihren bunfarbigen Röcken einher; und nicht minder prächtig zeigten sich die Damen in ihren schweren Kleidern von gebläutem Damast nud mit den turmähnlichen gepuderten Frisuren...

Noch aber fehlte der Gastgeber, ein reicher Kaufherr. Und so wäre die Unterhaltung beinahe ins Stocken geraten, hätte nicht einer, der als Verehrer aller schönen Künste galt, das Gespräch auf das Musikleben gebracht.

Es waren gerade jene Jahre, in denen die Oper allenthalben wieder aufzuleben begann. Man sprach von den Bemühungen Kaiser Josephs, neben dem deutlichen Schauspiel auch eine deutsche Oper zu gründen. Man erwähnte diesen und jenen Meister, dessen musikalische Werke sich die Bühne erobert hatten. Und man vergaß auch nicht den damals gerade dreißigjährigen Salzburger Konzertmeister, dessen reizende Oper „Die Entführung aus dem Serail“ viel Anklang gefunden hatte. Man wußte, daß von dem gleichen Meister der Töne in allernächster Zeit ein neues Musikwerk zu erwarten war, das einen spanischen Intrigenstoff behandeln sollte.

Die Unterhaltung fand ein Ende, als der Hausherr erschien und die Gesellschaft in die festlich geschmückten Räume des Hauses führte. Nun wandte sich die Aufmerksamkeit aller einem jungen Mann zu, der mit ihm gekommen war. Seine schwächliche Gestalt umschloß ein Grad von zimmetfarbigem Tuch, dazu schwarze Anzughosen; an den Hüften trug er Schuhe mit silbernen Schnallen. Doch am eindrucksvollsten schienen allen das schöne Gesicht mit der feinen gebogenen Nase, über der eine sorgfältig gepuderte Perücke mit langem Zopf thronte.

Groß war die Ueberraschung, als der Gastgeber den Anstömmling vorstellte: „Wir werden heute die Ehre haben, Herrn Mozart unter uns zu sehen.“

Man flüsterte sich ehrfurchtsvoll den Namen zu. Mozart? Das also war der junge Meister, dem man eine so große Zukunft vorausagte. Dieser schüchtern junge Mann, der sich vor Berlegenheit kaum zu lassen wußte. Das Gesicht wollte kein Ende nehmen. Verlegen blickte Mozart in die Hände. Doch dann heßte sich sein Gesicht auf, seine Züge belebten sich. Abwehrend hob er die Hände, als man versuchte, ihn in ein Gespräch zu ziehen. Schnell noch eine entschuldigende Verbeugung: „Nur einen Augenblick, meine Herrschaften, ich bin gleich wieder da!“

Bermüdet blickte die Gesellschaft auf die

Tür, die sich hinter ihm geschlossen hatte. Was konnte dieses eigenartige Gebaren bedeuten? Doch man hatte nicht lange Zeit, sich in Vermutungen zu ergehen; denn bald kehrte der junge Meister wieder zurück. Alle Schlichternheit war verlogen, in anmutigstem Geplauder bewegte er sich unter den Gästen und setzte sich sogar unaufgefordert an den Flügel, einige Proben seiner Kunst zu bieten.

Erst am späten Abend ging die Gesellschaft auseinander. Und da war es der Hausherr, der Mozart fragte, weshalb er sich denn eigentlich vorhin einige Augenblicke zurückgezogen habe.

Germanenschwerter im Röntgenlicht

Modernste Wissenschaft prüft vorzeitliches Handwerk / Von Dr. H. Piettenberg

Die allgemeine Aufmerksamkeit, die sich heute mehr denn je den Waffen und Geräten unserer Vorfahren zuwendet, findet durch die hochentwickelte Technik unserer Tage eine überaus wirkungsvolle Unterstützung. Man hat das Mikroskop in den Dienst der guten Sache gestellt. Und neuerdings tritt auch die Spektroskopie auf den Plan. Was das ist? Dieses Verfahren geht von der Beobachtung aus, daß jeder Stoff ein Licht besonderer Art ausstrahlt oder die ihn treffenden Sonnenstrahlen in besonderer Art verändert. Man ermittelt also durch einen feinreich gebauten

„Haben Sie jenes Flüstern und Tuscheln bei meiner Ankunft gehört?“ fragte der junge Meister mit leuchtenden Augen. „Und vernahmen Sie, wie mein Name von Mund zu Mund lief? — Kommen Sie zur ersten Aufführung meines „Figaro“, und Sie werden die Antwort auf Ihre Frage erhalten!“

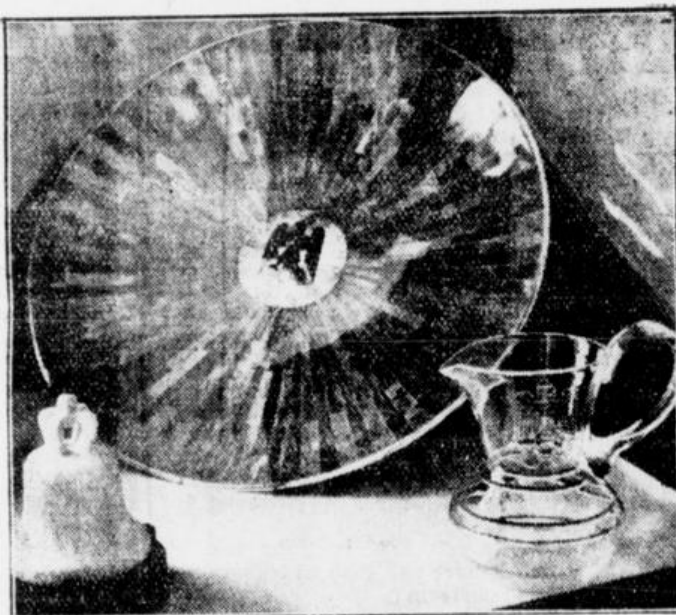
Fast die ganze Gesellschaft jenes Abends wohnte am 1. Mai 1786 im Wiener Hoftheater der Uraufführung der neuen Oper „Die Hochzeit des Figaro“ bei und entzückte sich an den Klängen der Komödie von dem Grafen, der „ein Tänzchen wagen will“. Und wie waren sie alle erkaunt, als sie in dem wunderbaren ersten Finale, in dem die Gräfin der Suzanne und diese dem Figaro die Auskunft über den Pagen zuführt, genau jene Szene wiedererkannten, die sie unfehlbar aufgeführt hatten, als der junge Mozart in der Abendgesellschaft erschienen war.

Apparat die Zusammensetzung der Farben, die der zu untersuchende Körper ausstrahlt, und kann daraus auf die Beschaffenheit des Körpers Schlüsse ziehen.

Diese Untersuchungen haben nun in jüngerer Zeit wertvolle Erkenntnisse gezeitigt, um die sich besonders der hannoverscher Professor Dr. W. Geilmann Verdienste erworben hat. Die Prüfung einer größeren Zahl von handwerklichen Metallverarbeitungen aus der Bronze- und Römerzeit ergab die Tatsache, daß häufig ein sehr reines Gold benutzt wurde. Gering war die Menge der begleiten-

Künstlerische Olympia - Andenken

Im Haus der Kunst in Berlin wird im Rahmen einer Ausstellung über Gewerbegeographie eine geschmackvolle Auswahl von Olympia-Andenken aus Handwerk und Industrie gezeigt. Hier sieht man eine Abbildung der Olympialaube aus Porzellan, eine Schale aus Bernstein mit den olympischen Zeichen und eine Wasserfarrasse, in die die Olympischen Ringe mit dem Adler eingegriffen sind. (Scherl — M.)



den Metalle. Aber gerade sie sind für uns heutige von erheblichem Wert, weil sie über wichtige Einzelheiten wie Alter, Herkunft, Zusammenfügung der Geräte Auskunft zu erteilen vermögen.

So gab die Anwesenheit der Phosphorsäure wirksame Hilfe bei der Untersuchung der germanischen Schwerter. Sie ließ den Schluß zu, daß als Griff Knochen oder Hirschhorn verwendet sein muß. Die Säure konnte nicht aus dem Boden oder aus den Leichenresten stammen, denn sie fand sich weder an der Klinge noch an der Spitze der Waffen, auch nicht an den Speerspitzen, Bronzeheilen und Armreifen, sondern nur in der Patina der Griffteile. Und dann war auch die Untersuchung der Oberfläche der Patina sehr lehrreich, denn sie ließ hin und wieder Lagerungen erkennen, die den inneren Armbrustbolzen mit Röntgenstrahlen durchleuchtet, verrät das verdickte Ende des Eichenholzstabes, daß es mit einer Metallmasse ausgegossen war. Und auch deren überaus feingemäße Zusammenfügung wurde genau ermittelt.

Dieses moderne Rüstzeug der Wissenschaft ist nicht nur wegen seiner Zuverlässigkeit so wertvoll. Es kommt hinzu, daß auch derartig eingehende Untersuchungen nicht zur Zerstörung dieser unerfährlichen Werte führen. Denn die Verletzungen, die nun mal an den Geräten vorgenommen werden müssen, bleiben so unendlich klein, daß sie kaum zu bemerken, auf alle Fälle aber von den Funden leicht zu ertragen sind. Immerhin dürfen solche Arbeiten nur in Instituten vor sich gehen, die über alle die hochempfindlichen Apparate der neuesten Zeit verfügen, die eine Schonung des kostbaren Gutes gewährleisten.

Richard und Wilhelm Eine Shakespeare-Anekdote

Während einer Vorstellung von Shakespeares „Richard III.“, zu der auch der Dichter selbst unvermutet erschienen war, hatte einer der Schauspieler lange und eifrig mit einer jungen Schönen zu flüstern, so daß es schließlich dem Dichter auffiel. Er beobachtete die beiden genauer. Das Mädchen gefiel ihm ausnehmend, und bald hatte Shakespeare, der den Frauen gegenüber von je ein schwaches Herz hatte, Feuer gefangen. Er schlich unmerklich näher und hörte so, was die beiden sich zu sagen hatten.

„Komm heute Abend um zehn Uhr“, sagte das Mädchen leise, „an meine Tür, Klopfe, und wenn ich frage, wer da ist, antworte: Richard III.“

Shakespeare hatte genug gehört. Er verließ be-
stimmten Platz hinter dem Baar, und als es etwa eine halbe Stunde vor der bestimmten Zeit sein mochte, fand er vor der Wohnung des Mädchens, nach der er sich unauffällig erkundigt hatte, Klopfe und ward, da er die richtige Lösung gab, sofort eingelassen. Es muß ihm sehr bald gelungen sein, das überraschte Mädchen zu beruhigen; denn nicht lange danach erschien der Schauspieler und Klopfte gleichfalls. Shakespeare öffnete leise das Fenster und fragte mit verhehlter Stimme:

„Wer ist da?“

„Richard III.“, war die ungeduldige Antwort. „Richard III.“, entgegnete Shakespeare laut, „kann schlafen gehen. Wilhelm der Eroberer hat die Stellung längst eingenommen.“

Ein leises zweistimmiges Lachen, und tragend schlug das Fenster zu. W. Sch.

„Liebesverbot“ mit verbotener Liebe

Eine hundertjährige Wagner-Erinnerung

Von Dr. Walter Lange, Leipzig, — Auslos des Stadtgeschichtlichen Museums

Gerade hundert Jahre sind es her, daß die künstlerischen und finanziellen Nöte eines jungen Komponisten und Theaterkapellmeisters mit der Uraufführung seiner eigenen Oper, genannt „Das Liebesverbot“, dank einer verbotenen Liebe einen seltenen tragikomischen Ausgang nahm. „Der musikalische Hercules in Windeln“, wie Heinrich Laube den jungen Richard Wagner getauft hat, hatte in seiner Leipziger Lehrzeit nicht den nie aufgeführten „Feen“ bereits 1834 die Dichtung zum „Liebesverbot“ (nach dem Vorbilde von Shakespeares „Maß für Maß“) und Anfang 1836 auch die Komposition vollendet. Mit den schönsten Hoffnungen war der junge Meister gen Magdeburg gezogen, um als städtischer Kapellmeister sein Heil zu versuchen. Das Theater und die Spieler waren trefflich. Der Kapellmeister gab sich die redlichste Mühe, seine Leistungen noch zu steigern und durch überlegte Programmgestaltung die Anteilnahme der Magdeburger zu reizen. Doch wie es in einem Bericht in Robert Schumanns „Neue Zeitschrift für Musik“ aus Richard Wagners eigener Feder hieß: „Der Indifferenzismus der Stiefigen ist entschieden polizeilich und sollte meiner Meinung nach von Polizei wegen aufgehoben werden, denn er wird sogar staatsgefährlich.“ Mochte dies übertrieben sein, zum mindesten gefährdete die Teilnahmslosigkeit ernstlich das Bestehen des Theaters. Und tatsächlich hat die Einwohnererschaft Magdeburgs die Hauptschuld an dem wirtschaftlichen Zusammenbruch der Theaterunternehmung des trefflichen Direktors Bethmann und damit auch an erneuten Nöten des jungen Kapellmeisters Richard Wagner...

Schon hatte es mit der Gagenzahlung gehapert. Am Ende der Spielzeit, die auch das

Ende der Gesellschaft bedeutete, sollte Wagner sich durch eine Benefizvorstellung, die er zu fordern hatte, einigermaßen schadlos halten. Da aber auch die Direktion noch einiges in die Uraufführung des „Liebesverbots“, das Wagner für diese Benefizvorstellung auserwählte, zu stecken hatte, überließ er den Ertrag der ersten Vorstellung dem Direktor und beanspruchte für sich selbst den Ertrag der zweiten. Im tempo prestissimo von zehn Tagen mußte das immerhin schwierige Werk einkulturiert werden. Nur der Liebe der Solomitglieder war es zu danken, daß die Aufführung ermöglicht wurde. „Da es sich keineswegs“, berichtet Wagner — „um ein leichtes Spiel, sondern, trotz des leichtfertigen Charakters der Musik, um eine große Oper mit zahlreichen und starken Ensembleleistungen handelte, war das Unternehmen wohl tollkühn zu nennen.“ Es gehörte der ganze Furor musiciens eines jugendlichen Wagner dazu, um solches zu wagen.

Jede freie Zeit wurde mit Eifer und Liebe studiert. Alle nur denkbaren mimischen, akustischen, optischen und gymnastischen Fähigkeiten ließ Wagner spielen, um besonders dem Gedächtnis der Mitwirkenden auf die kurzen Pausen zu helfen. Es mag ein Götterbild an Romik gewesen sein, das uns an die leidenschaftlichen Einstudierungen der ersten Banreuther Festspiele erinnert. Adolph Mengel hat den gestikulierenden und jonglierenden Meister in zwei trefflichen Skizzen festgehalten.

Welche eigentümliche Fähigkeit ich besaß, den Sängern zu helfen und sie, trotz höchster Unsicherheit, in einem gewissen tönenden Fluße zu erhalten, zeigte sich wirklich in den wenigen Orchesterproben, wo ich durch beständiges Soufflieren, lautes Mitzingen und dra-

stische Ausrufe betreffs der nötigen Action, das Ganze so im Geleise erhielt, daß man glauben konnte, es müßte sich ganz erträglich ausnehmen.“ Daß dieses alles bei der Uraufführung selbst wegfallen mußte, hatte der Komponist nicht bedacht. „Der erste Tenorist, mit dem schwächsten Gedächtnisse begabt“, suchte denn auch durch allerlei Mäßen seine mangelnde Text- und Handlungskenntnis zu maskieren, was aber nicht verhielt, daß die Hörer über die eigentlichen Vorgänge einigermaßen im Dunkeln blieben, zumal die Direktion mit der Textbuchherausgabe im Verzug geblieben war. Auch diesen Umstand wußte der junge Meister zu seinen Gunsten zu deuten. Denn eine hohe Polizei hatte die Uraufführung allein schon wegen des stitengefährdenden Titels verbieten wollen. Nur durch Aenderung in „Die Noxie von Palermo“ war dies vermieden worden.

So ging denn das Werk „als ein musikalisches Schattenpiel“ über die Szene, ohne nachhaltigen Eindruck, zu welchem das Orchester mit oft übertriebenem Geräusch seine unerklärlichen Ergüsse vom Beiten gab.“ Ein Akl. Preussischer Militär-Musik-Corps-Direktor fühlte sich gar veranlaßt, dem jungen Meister einige wohlgemeinte Anleitungen zur künftigen Verwendung der türkischen Trommel angedeihen zu lassen.

Das alles wäre zu verwinden gewesen, wenn Wagner nicht noch auf eine zweite, für ihn allein erträgliche, im doppelten Sinne erträgliche Aufführung gerechnet hätte. Und hier brach das Unheil aus. — Eine Bierstunde vor Beginn lugte der junge Meister durch das Loch im Vorhang. Er bemerkte lebhaft — wie rühren! — „seine Hauswirtin mit ihrem Gemahl und sehr auffallenderweise einen polnischen Juden im vollen Kostüm in den Sperrstößen des Parterres“. Er hoffte noch immer auf den Ansturm auf die Theaterkasse im letzten Viertelstündchen.

„Doch mit des Geschehens Mächten“ hatte auch der Verkünder des „Liebesverbots“ nicht gerechnet. Sein „Liebesverbot“, das er selbst

von seinem Helden im Stück verhöhnen läßt, war denn auch von den Darstellern leichtfertig übertreten worden. Zum mindesten glaubte sich der Gemahl der Primadonna durch den zweiten Tenoristen, „einen sehr jungen hübschen Menschen, den Sängler des Claudio“, gehört. Und allen eiferfüchtigen Groll mußte er eben fesseln, bevor das Ensemble endgültig auseinanderging, betätigen. Er versetzte den ihm begegnenden, wie er meinte, seinen Teilhaber an seiner Frau, kräftige Püffe und Ohrfeigen, „so daß der Unglückliche mit blutendem Gesicht in die Garderobe entweichen mußte“. Isabella, als solche hatte die Primadonna in Wagners „Liebesverbot“ zu fungieren, stürzte herbei, verzweiflungsvoll ihren tollwütigen Gatten zu besänftigen. Auch sie erhielt eine Tracht, „daß sie darüber in Krämpfe versiel“. Es drohte auf der Bühne hinter dem Vorhange eine meisterfingerliche Prügelzene auszubrechen, da die übrigen Partei ergriffen und sich in den entstandenen Streit zu mischen begannen.

Da nun aber die Hauptdarsteller bereits auf dem Kampfsplatz geblieben waren, blieb nichts anderes übrig, als daß der Regisseur vor den Vorhang trat und dem verwirrt laufenden Publikum verkündete, „eingetretener Hindernisse wegen“ müßte die Aufführung abgeblasen werden. Das Benefiz mit dem „Liebesverbot“ war dank verbotener Liebe zum Malefiz und einem beklagenswerten künstlerischen und finanziellen Defizit geworden. Klein Amor, dieser... oft so verhängnisvolle Wirkung auslösende Gott, hat es auf seinem weiten Gewissen, daß es zu einem „fernern Berückte, Wagners Jugendwerk zu rehabilitieren“, nie kam. Wenigstens nicht zu Lebzeiten des Meisters. Die liebe Vaterstadt Leipzig aber, die damals sein Werk verschmähte — wie könnte es in einer Vaterstadt anders zugehen! — hat diese Unterlassungsünde im ersten Jahre des Dritten Reiches, 1933, durch eine hervorragende, alle Teilnehmer in der Wirkung überraschende Aufführung wieder gutgemacht.

